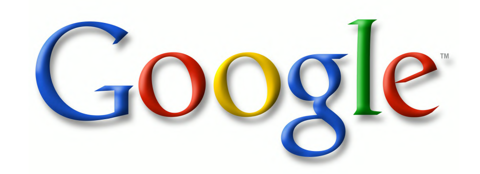


Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

W. Fischer

Die deutsche Sprache von heute

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig

Die Sammlung

„Aus Natur und Geisteswelt"



...er bedeut-
...n Teil der
...Gefahr be-
...tere Kreise
...Gelegenheit
...eiben. Der
...ie nicht in
...oder etwa
...darin, dem
...Wissenschaft
...n Interesse
...gen Urteil
...befähigen.
...alle Welt
...osophischen
...an einem
...Lebens ge-
...eschlossenen
...voller An-

...Aufgaben
...Anfang an
...entsprochen
...daß viele
...en. Damit
...en, sind die
...rt, sondern
...erhöht —
...neu gesetzt.
...rchaus ge-
...gewöhnen,
...er Bedürf-
...eistiger an-
...tatsächlich
...zu schaffen,
...' vereinigt.

... Band geb.

Jedes Bändchen gehef... ...bunden M. 1.25

Leipzig ... G. Teubner

Jedes Bändchen geheftet M. 1.—, in Leinw. gebunden M. 1.25

Sprachkunde. Literaturgeschichte.

Die Sprachwissenschaft. Von Prof. Dr. Kr. Sandfeld-Jensen. (Bd. 472.)

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. [(Bd. 267.)

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 268.)

Die deutsche Sprache von heute. Von Dr. W. Fischer. (Bd. 475.)

Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354.)

Rhetorik. Von Dr. E. Geißler. 2 Bde.
- Bd. I: Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 2. Aufl. (Bd. 455.)
- Bd. II: Anweisungen zur Kunst der Rede. (Bd. 456.)

Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. (Bd. 460.)

Die deutschen Personennamen. Von Direkt. A. Bähnisch. (Bd. 296.)

Die griechische Komödie. Von Prof. Dr. A. Körte. Mit 1 Titelbild und 2 Tafeln. (Bd. 400.)

Germanische Mythologie. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. (Bd. 95.)

Die germanische Heldensage. Von Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 486.)

Die deutsche Volkssage. Von Dr. O. Böckel. 2. Aufl. (Bd. 262.)

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 5. Aufl. (Bd. 7.)

Minnesang. Von Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. H. Spiero. [(Bd. 254.)

Das Drama. Von Dr. B. Busse. Mit Abb. 3 Bde. (auch in 1 Bd. geb.)
- Bd. I: Von der Antike zum französischen Klassizismus. (Bd. 287.)
- Bd. II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)
- Bd. III: Von der Romantik zur Gegenwart. (Bd. 289.)

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Sieper. Mit 3 Taf. und 3 Textb. 2. Aufl. (Bd. 185.)

Lessing. Von Dr. Ch. Schrempf. (Bd. 403.)

Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 2. Aufl. (Bd. 74.)

Schillers Dramen. Von Progymn.-Dir. E. Heusermann. (Bd. 493.)

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. (Bd. 51.)

Friedrich Hebbel. Von Prof. Dr. O. Walzel. (Bd. 240.)

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. 2. Aufl. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. O. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)

Geschichte der deutschen Frauendichtung seit 1800. Von Dr. H. Spiero. (Bd. 300.)

Der französische Roman und die Novelle. Von O. Flake. (Bd. 377.)

Die französische Prosa (ausschl. des Romans). Von Prof. Dr. A. Becker. 2 Bde. (Bd. 438, 439, auch in 1 Bd. geb.)

Das Theater. Schauspielhaus u. Schauspielkunst v. griech. Altert. b. a. d. Gegenw. Von Dr. Chr. Gaehde. Mit 18 Abb. 2. Aufl. (Bd. 230.)

Philosophie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. R. Richter. 3. Aufl. von Dr. M. Brahn. (Bd. 155.)

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldir. H. Richert. 2. Aufl. (Bd. 186.)

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn. 2. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)

Griechische Weltanschauung. Von Prof. Dr. M. Wundt. (Bd. 329.)

Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)

Der Untergang der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. M. B. Weinstein. (Bd. 470.)

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. L. Busse. 5. Aufl., herausgeg. von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Die großen englischen Philosophen Locke, Berkeley, Hume. Von Dr. Paul Thormeyer. (Bd. 481.)

Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 2. Aufl. Mit 1 Bildn. (Bd. 180.)

Immanuel Kant. Von Prof. Dr. O. Külpe. 3. Aufl. (Bd. 146.)

Schopenhauer. Von Direktor H. Richert. 2. Aufl. (Bd. 81.)

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. (Bd. 164.)

Herbert Spencer. Von Dr. K. Schwarze. Mit 1 Bildn. (Bd. 245.)

Henri Bergson, der Philosoph moderner Religion. Von Pfarrer Dr. E. Ott. (Bd. 480.)

Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und ihre Geschichte. Von Geh. Archivrat Dr. L. Keller. (Bd. 463.)

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Von Prof. Dr. O. Külpe. 6. Aufl. (Bd. 41.)

Aesthetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)

Grundzüge der Ethik. Von E. Wentscher. (Bd. 397.)

Aufgaben u. Ziele des Menschenlebens. Von Prof. Dr. J. Unold. 4. Aufl. (Bd. 12.)

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von weil. Prof. Dr. O. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)

Das Problem der Willensfreiheit. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. [(Bd. 383.)

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 4. Aufl. (Bd. 36.)

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. M. Verworn. 3. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. P. Pollitz. (Bd. 248.)

Einführung in die experimentelle Psychologie. Von Dr. N. Braunshausen. Mit Abb. im Text. (Bd. 484.)

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. 2. Aufl. [(Bd. 199.)

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

475. Bändchen

Die deutsche Sprache von heute

Von

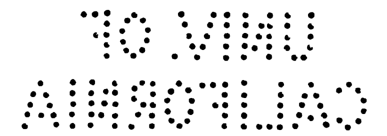
Dr. W. Fischer

in Flensburg



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914

Bremer



Vorbemerkung.

Der Freund unsrer Muttersprache, der sich näher über sie unterrichten möchte, kann zu mehreren trefflichen gemeinverständlichen Darstellungen greifen, die zum Teil von den hervorragendsten Sprachgelehrten verfaßt sind. Das vorliegende Werkchen will mit keinem dieser Bücher in Wettbewerb treten; es will keinen Abriß des gesicherten Wissens über unser Deutsch geben, sondern es beschränkt sich auf die Erörterung einiger einfacher Grundfragen, die in umfänglicheren und inhaltreicheren Darstellungen naturgemäß nur neben vielem andern behandelt werden können oder gar vorausgesetzt werden.

Im Mittelpunkte steht der Begriff der Sprachentwicklung, dessen scharfe Erfassung mir die Voraussetzung für eine verständige Beurteilung sprachlicher Fragen zu sein scheint. Im Zusammenhange damit werden die wichtigsten der Erscheinungen besprochen, die gebildete Deutsche so oft beschäftigen — Sprachrichtigkeit, Verhältnis von Mundart zur Schriftsprache, wo man das beste Deutsch spricht, und andre. Das Bändchen möchte also dem Leser nicht so sehr geschichtliche Kenntnisse übermitteln, als vielmehr ihm helfen, zu einer auf die geschichtliche Entwicklung gegründeten Stellungnahme gegenüber der Sprache zu gelangen. Wenn die in Zeitungen, bei den Verhandlungen der verschiedensten Körperschaften, in jeder Gesellschaft vorkommenden Streitigkeiten über sprachliche Gegenstände oft so unfruchtbar und ergebnislos verlaufen, so sehe ich den Hauptgrund dafür eben in dem Mangel an einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtungsweise.

Wenn das Büchlein außerdem Freude an unsrer Muttersprache erweckte, vielleicht auch zu eingehenderer Beschäftigung mit ihr anregte, so wäre sein Zweck ganz erfüllt.

Flensburg, im Februar 1914.

W. Fischer.



Inhalt.

	Seite
I. Sprachentwicklung in der Gegenwart	1
1. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Hauptwort	2
2. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Zeitwort	8
3. Ansätze zur Weiterentwicklung im Wortschatz	12
4. Ansätze zur Weiterentwicklung im Satzbau	21
5. Ursachen der Sprachentwicklung	32
II. Sprachrichtigkeit	42
1. Mundart und Schriftsprache	43
2. Sprache und Logik	53
3. Sprachkritik	57
4. Lehnwörter, Fremdwörter, Fremdnamen	65
5. Sprachgebrauch	75
III. Sprache und Schrift	83
1. Sprechen wir, wie wir schreiben?	84
2. Verhältnis der Laute zu den Buchstaben	91
3. Unvollkommenheit unsrer Schreibung	95
4. Deutsche Aussprache	102
5. Einfluß der Schrift auf die Aussprache	107

I. Sprachentwicklung in der Gegenwart.

Die Sprache, die unsre guten Schriftsteller schreiben, ist im wesentlichen im ganzen deutschen Sprachgebiet dieselbe. Trotz aller Stileigentümlichkeiten im einzelnen bedienen sie sich desselben Sprachstoffs, beobachten sie dieselben Regeln, die in unsern Wörterbüchern und Grammatiken verzeichnet sind. Alles, was diesem uns vertrauten Sprachbilde widerspricht — eine ungrammatische Bildung, eine veraltete Form, ein unbekanntes Wort — das stört uns empfindlich, erscheint uns als undeutsch und falsch. So macht unsre Muttersprache leicht den Eindruck eines festgefügten, nach einheitlichen, unveränderlichen Gesetzen errichteten und völlig fertigen Gebäudes. Wir wissen jedoch, daß dieses Gebäude früher ganz anders aussah als heute, daß unsre Vorfahren anders sprachen und schrieben als wir. Die Sprache des 9. Jahrhunderts verstehen wir ohne besondere Studien fast gar nicht mehr, die des Nibelungenliedes nur sehr unvollkommen, selbst die Lutherbibel bietet sprachliche Schwierigkeiten, obwohl wir sie nicht mehr in der ursprünglichen Fassung lesen. Das Deutsche hat sich ebenso wie alle andern Sprachen im Laufe der Zeit verändert, entwickelt, und dieser Begriff der Sprachentwicklung ist uns allen geläufig. Wir wissen z. B., daß zwischen dem Mittelhochdeutschen (Mhd.) und Neuhochdeutschen (Nhd.) auf allen Gebieten bedeutende Unterschiede bestehen, im Klange, in der Gestalt der Formen, dem Bau der Sätze und im Wortschatz, und wir kommen gar nicht auf den Gedanken, etwa eine allgemein gebräuchliche Sprachform unsrer Zeit zu mißbilligen, nur weil die entsprechende Form früher anders lautete.

In bezug auf die Vergangenheit sind wir uns also über das Wesen der Sprachentwicklung völlig klar. Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, daß unsre Sprache bisher auf keinem Gebiete völlig fest gewesen ist, sondern sich überall beständig gewandelt hat, so kommen wir notwendig zu der Annahme, daß sie sich auch in Zukunft umgestalten werde, daß also unsre Nachkommen in 300 Jahren ein in vieler Hinsicht andres Deutsch sprechen werden als wir. Daraus folgt jedoch weiter, daß auch unser heutiges Sprachgut nicht ganz in sich abgeschlossen und fertig sein kann, daß es sich sozusagen vor unsern Augen langsam umwandeln muß,

und dieser Gedanke mutet uns seltsam an; denn wir haben anderseits in so hohem Maße das Bewußtsein, daß jede Sprachform, jede grammatische Regel scharf und sicher bestimmt ist, daß man in jedem Falle genau sagen kann, was richtig und was falsch ist, daß wir uns den gegenwärtigen Zustand als etwas Bewegliches, Unfestes nur schwer vorstellen können. Wir werden darüber Gewißheit erlangen, wenn wir untersuchen, ob sich in der Sprache unsrer Tage Ansätze zu einer Weiterentwicklung finden lassen. Wir sehen dabei von der schwierigen Besprechung lautlicher Wandlungen ab, worüber wir in anderm Zusammenhange noch ein Wort zu sagen haben werden, und beginnen sogleich mit den Formen; natürlich beschränken wir uns auf einige wichtige Fälle.

1. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Hauptwort.

Wir betrachten zunächst das Hauptwort. Wie heißt es: auf dem Turme oder auf dem Turm? Wenn wir nicht ohne weiteres unsre persönliche Meinung als allein richtig hinstellen wollen, so werden wir zugeben, daß in der gesprochenen wie in der geschriebenen Sprache beide Formen vorkommen. Woher stammt das Schwanken? Um in der Frage des *Dativ-e* zu möglichster Klarheit zu kommen, stellen wir zuerst fest, daß nicht jedes deutsche Hauptwort ein -e als Dativzeichen haben kann, sondern nur die starken männlichen und sächlichen wie Tag und Wort; also weder die schwachen männlichen (Knabe) noch die weiblichen (Maus, Frau). Aber selbst die starken Männlichen und Sächlichen nehmen es nicht alle, nämlich nicht die auf -el, -em, -en, -er, -chen und -lein, z. B. Himmel, Atem, Boden, Jäger, Kindchen, Mägdlein; bei den übrigen tritt es ursprünglich regelmäßig auf. Schon bei Luther, bei Kant, Jean Paul, Kleist jedoch findet sich der Abfall des Dativ-e so häufig, daß z. T. die Zahl der endungslosen Dative überwiegt; aber auch bei Schriftstellern, die es mit der größten Regelmäßigkeit anwenden, wie Lessing und Brentano, siegt in einigen Fällen das natürliche Sprachgefühl über eine in ihrer vollen Strenge schon als künstlich empfundene Regel, und das -e bleibt weg. Man greife zu einem beliebigen Verfasser der Gegenwart und untersuche auf ein paar Seiten alle e-fähigen Dative: bei keinem werden sie alle die Endung haben. Schon beginnen wir es in der guten Umgangssprache als etwas unfein zu empfinden, wenn wir hören: ich war beim Kaufmanne, er lag noch im Bette, er sagte es im Scherze — beim Kaufmann, im Bett, im Scherz klingt feiner. Wir sagen noch häufiger: ich gehe nach Hause, aber auch hier klingt: nach Haus besonders

zierlich. Die Überzeugung, daß eine Form feiner klinge als eine andre, ist nicht ohne Bedeutung für den Sprachgebrauch und mag auch in diesem Falle ihren Einfluß üben.

Im übrigen liegen die Dinge durchaus nicht einfach und klar, doch läßt sich über den heutigen Gebrauch etwa folgendes sagen: bei Fremdwörtern (Offizier, Atlas, Sport), in artikellosen Verbindungen (ein Mann von Wort, von Haus zu Haus, in Busch und Strauch, aus Stein, arm an Geld), in mehrsilbigen Wörtern, besonders wenn die erste betont ist (Amtmann, Landrat, Mittelpunkt), tritt das Dativ-e besonders stark zurück; in einsilbigen Wörtern dagegen ist nur bei vokalischem Auslaut (Ei, See, aber auch bei Gott) der Abfall das Übliche, im allgemeinen aber (Mann, Tisch, Kind) hält sich die Endung viel besser; in einzelnen feststehenden Verbindungen mit den Vorwörtern zu und bei endlich (zu Felde ziehen, zu Rate gehn, zu Berge stehn, bei Hofe, bei Leibe nicht) wird sie regelmäßig gebraucht. Es stehen sich also häufig gegenüber: ich war beim Amtmann, beim Landrat, und: ich sprach mit dem Manne, ich folgte seinem Rate. Rücksichten auf den Tonfall spielen im Satzzusammenhange eine bedeutsame Rolle: man vermeidet gern das Zusammentreffen zweier hochbetonter Silben und sagt daher meist nicht: einem Kínd dárf man das verzeihen, sondern: einem Kinde; wohl aber: zum Ka'ufmann géh' ich nicht; aus demselben Grunde, und um eine Häufung von Konsonanten zu vermeiden, nicht: zu Bérg stéhn, sondern: zu Berge. Auch der Anlaut des folgenden Wortes kommt in Betracht; bei vokalischem Anlaut fällt das -e leichter: auf dem Tisch im Eßzimmer. Feste Regeln lassen sich jedoch nicht erkennen, auch verhalten sich die verschiedenen Teile des Sprachgebiets verschieden — sicher ist nur, daß niemand mehr das Dativ-e in allen Fällen gebraucht, wo es möglich wäre, und daß es in kaum einem Falle unbedingt antreten muß; oft ist also beides möglich, und wir erkennen, daß wir hier in einer Entwicklung mitten drinstehen.

Eine entsprechende Erscheinung ist im Genetiv der Einzahl derselben starken männlichen und sächlichen Hauptwörter zu beobachten, wo gleichfalls das e der Endung vielfach schwindet; man vergleiche: Schatzes, Fasses, Tisches, Berges, Turmes, niemals Schatzs, Faßs (wegen des auslautenden s des Stammes), bisweilen Tischs, Bergs und etwas häufiger Turms; meist Zimmermanns, fast stets Offiziers, Königs Rock, ausnahmslos Himmels, Schreibers. Doch erregt dieser Fall nicht die gleiche Aufmerksamkeit wie der erste, die Endung wird hier ja nur verkürzt, nicht unterdrückt.

So stehen gegenwärtig zwei alte Kasusendungen in Gefahr zu verkümmern. Unser erstes Gefühl bei dieser Wahrnehmung ist das des Bedauerns. Ein Blick in die Vergangenheit der Sprache zeigt freilich, daß es sich dabei um keine neue oder vereinzelte Entwicklung handelt. Bei den erwähnten Endungen -el, -em, -en, -er, -chen, -lein gibt schon das Mhd. allmählich das e auf, so daß Formen wie Vogele(s), Reitere(s), Kindleine(s) heute ganz unmöglich sind, und diese Bewegung geht offenbar weiter. Von welchem Gesichtspunkte wir sie auch betrachten, immer lassen sich in der Sprachgeschichte ähnliche Vorgänge finden. Fassen wir das Schwinden der Dativendung einfach als Abfall eines auslautenden e, so ist dieselbe Erscheinung auch früher schon vielfach eingetreten, besonders nach einer schwachbetonten Nebensilbe und nach einem einsilbigen Stamm. Mhd. heißt es noch: herzoge, vischære, gelücke, narre, dicke; der Schwund dieses -e schreitet in der Schriftsprache auch jetzt noch weiter, man denke an Fink(e), Tür(e), Gemüt(e), Hirt(e), eng(e), gern(e), gering(e), fest(e), bald(e), wo die längeren Formen z. T. schon veraltet sind.

Das Zurücktreten des Dativ-e ist auch dann nichts Ungewöhnliches, wenn wir es als Aufgeben einer Kasusendung und Zusammenfall ursprünglich verschiedener Kasus auffassen. Der älteste Zustand war, daß jeder einzelne Kasus der Einzahl und Mehrzahl, und es gab früher noch einige Kasus mehr als heute, eine besondere Endung hatte; dieser Zustand ist schon im Althochdeutschen (Ahd.) nicht mehr völlig bewahrt und ist in der Entwicklung bis auf unsre Zeit beständig weiter vereinfacht worden. Das gänzliche Verschwinden des Dativ-e, wovon aber heute noch keine Rede sein kann, würde nur einen weiteren Schritt auf diesem Wege bedeuten. Ein Verlust an Wohlklang ist dabei nicht zu befürchten, auslautende e finden sich im Deutschen ja häufig genug; wohl aber fiele der Dativ der starken Männlichen uud Sächlichen endgültig mit dem Nominativ und Akkusativ zusammen, wie es bei so vielen andern Hauptwörtern schon lange der Fall ist; immerhin würden die Geschlechtswörter dem und einem ihn noch deutlich unterscheiden. In andrer Hinsicht wäre der Verlust sogar ein Gewinn, da das Mehrzahl-e (Tische, Berge) größere Kraft gewänne und deutlicher als Mehrzahlzeichen hervorträte; die Unterscheidung zwischen Mehrzahl und Einzahl aber ist wichtiger als die zwischen verschiedenen Kasus der Einzahl.

Auch für eine solche Ausgleichung innerhalb eines Numerus und Beschränkung eines wichtigen Merkmals auf die Mehrzahl bietet die Sprachgeschichte Beispiele. So ist z. B. in der Zusammensetzung Gänse-

füßchen der erste Bestandteil nicht Mehrzahl, wie wir geneigt sind anzunehmen, sondern der alte Genetiv der Einzahl. Die weiblichen Hauptwörter der i-Deklination hatten im Genetiv und Dativ der Einzahl die Endung -i, die Umlaut bewirkte; im Ahd. lauteten also Nominativ und Akkusativ gans, Genetiv und Dativ aber gensi. Ebenso steckt in Bräutigam (=Mann der Braut) der Genetiv der Einzahl von Braut; eine entsprechende Form von Hand, und zwar der Dativ der Einzahl, liegt vor in behende (=bei der Hand). Der Umlaut, das wichtigste Unterscheidungsmerkmal innerhalb dieser Klasse, fand sich also nicht nur wie noch heute in der Mehrzahl, sondern auch in zwei Fällen der Einzahl: bereits mhd. beginnt die Beseitigung dieser unpraktischen Verteilung, der Umlaut wird auf die Mehrzahl beschränkt, die sich dadurch scharf von der Einzahl abhebt. Anderseits werden einzelne umlautlose Mehrzahlformen beseitigt: an solche Formen der Worte Nacht und Hand erinnern noch Weihnachten (mhd. ze den wîhen nachten, in den geweihten, heiligen Nächten), vorhanden, abhanden (Dativ der Mehrzahl: vor den Händen, ab den Händen) und allerhand (Genetiv der Mehrzahl).

Da nun der **Umlaut** ein praktisches Mittel zur Unterscheidung der Mehrzahl von der Einzahl ist, so ist es kein Wunder, wenn wir auch in der heutigen Sprache bisweilen das Auftreten neuer umgelauteter Mehrzahlen entdecken, so Täg(e), Ärm(e), Rähmen, Bögen, Hämmel, Mägen, Bröte, Kästen, Hämmer, Böden, Böte, Läden, auch bei Fremdwörtern: Pastöre, Generäle, Admiräle, Korporäle, Tenöre usw. Viele solcher Formen sind ausschließlich mundartlich, andre dringen allmählich in die Schriftsprache ein. In ganz derselben Weise haben schon früher zahlreiche Wörter den Umlaut in der Mehrzahl angenommen, bei denen er ursprünglich nicht berechtigt war, besonders solche, deren Mehrzahl sich sonst von der Einzahl nicht unterscheiden würde; dahin gehören Väter, Mütter, Höfe (vgl. Namen wie Osthofen), Nägel, Schnäbel, Vögel, Fäden und viele andre; die meisten dieser Bildungen sind also genau so zu verstehn wie Hämmer, Mägen und die oberdeutschen Täg und Ärm. Einige Wörter nichtdeutschen Ursprungs, die jetzt stets Umlaut haben, sind Plan, Altar, Kanal, Chor, Paß, Papst, Bischof, Abt, Propst.

Auch die **Endung -er** bewirkt Umlaut, und auch sie ist von alters her im Vordringen begriffen. Sie fand sich ursprünglich nur bei einigen sächlichen Wörtern, nämlich bei Lamm, Kalb, Huhn, Rind, Ei, Blatt, Reis und war eigentlich nichts als ein Teil des Stammes, der

nur in der Mehrzahl erhalten blieb und daher als Endung erschien. Sonst war der Nominativ der Mehrzahl der starken Sächlichen endungslos; noch bei Goethe heißt es: drei arme Kind, und wir sagen noch immer: zwei Lot Kaffee, drei Pfund Zucker, ja sogar auf männliche Wörter hat sich dieser Gebrauch ausgedehnt: zehn Fuß breit. Allmählich griff nun die Endung -er um sich und erschien bei andern Sächlichen, so daß oft Doppelformen mit feinen Bedeutungsunterschieden entstanden: Worte, Wörter; Lande, Länder; Tale, Täler; Bande, Bänder; Tuche, Tücher; Denkmale, Denkmäler; Lichte, Lichter; Gesichte, Gesichter; Schilde, Schilder. Es ist bezeichnend für die Lebenskraft der jüngeren Endung, daß die Formen auf -er meist die üblicheren und volkstümlicheren sind. Auch auf Männliche hat sich -er ausgedehnt, so auf Mann (die älteste Mehrzahl hatte keine Endung: alle Mann; auch eine schwache Form Mannen ist gebildet worden), Wald, Ort (neben dem älteren Orte), Geist, Leib und die Hauptwörter auf -tum, bei denen das männliche Geschlecht meist durch das sächliche verdrängt worden ist: Reichtum, Irrtum, aber Heiligtum, Besitztum, Bistum. An ältere Bildungen ohne -er erinnern Namen wie Möllhausen, Unterwalden und das formelhafte: zu Häupten. So begreifen wir, daß in der lebendigen Sprache und besonders in mundartlicher Sprechweise diese Entwicklung weitergeht: hierher gehören die Mehrzahlen Geschäfter, Stöcker, Blumensträußer, Billeter; Dinger, das schon bei Luther und den Klassikern belegt ist, ist im verächtlichen Sinne in der Umgangssprache ganz üblich; Geschmäcker wird nicht nur im Scherz gebraucht und ist häufiger als Geschmäcke; Münder ist viel gewöhnlicher als Munde; das noch von Wustmann scharf bekämpfte Gehälter ist als Mehrzahl des sächlichen Hauptworts Gehalt siegreich in die Schriftsprache eingedrungen.

Bei der schwachen Abwandlung (Knabe, Frau) hat sich -en als Mehrzahlendung herausgebildet. Bei den Männlichen ist es freilich zugleich Endung der Kasus der Einzahl mit alleiniger Ausnahme des Nominativs, und so war es früher auch bei den Weiblichen; die Formen: auf seiten, an der Seiten, zungenfertig, Sonnenlicht, Frauenkirche zeigen das. Nach Beseitigung des -n in der Einzahl erschien es, besonders bei den Weiblichen, um so deutlicher als Mehrzahlendung und breitete sich weiter aus, sogar auf einige starke Wörter: der Name Siebenbürgen zeigt uns, daß Burg früher stark war und die Mehrzahl bürge bildete; wenn wir heute vielfach hören: den Held, den Hirt, so hat sich darin die alte starke Biegung erhalten, die Mehrzahl lautete helde,

hirte. Die Formen heidnisch (eigentlich heidenisch), Heidentum und Christentum deuten auf älteres: der heiden, der kristen, die Ableitung waffnen (eigentlich wāfenen) auf ein früheres, gleichfalls starkes wāfen: ein gute Wehr und Waffen (das Wort war sächlichen Geschlechts). In all diesen Fällen erschien das -n als Mehrzahlzeichen, und so wurde eine neue Einzahl: der Heide, der Kriste (heute Christ) und mit Geschlechtswechsel: die Waffe gebildet, wodurch sich nun Mehrzahl und Einzahl deutlich voneinander abhoben. In diesem Zusammenhange sind unsre heutigen Mehrzahlformen Pantoffeln und Stiefeln zu verstehn, die übrigens schon im 16. Jahrhundert belegt sind: nur durch die Endung -n wird eine Unterscheidung zwischen Mehrzahl und Einzahl erreicht, daher werden sich voraussichtlich diese Bildungen trotz aller Bekämpfung ebenso durchsetzen wie früher so viele andre, die wir heute unbedenklich gebrauchen. Neben der gewöhnlichen Mehrzahlform Stücke erscheint Stücken nicht ganz selten, neben dem älteren Forste sehr häufig das jüngere Forsten, auch Spargeln kommt vor; das der neueren Sprache angehörige Wort Motor schwankt in der Mehrzahl gleichfalls zwischen -e und -en, je nachdem man es in die Reihe Meteor, Kontor oder Doktor, Autor rechnet, doch dringt die Form Motoren offenbar vor.

Aus dem Niederdeutschen dringt auch -s als Mehrzahlendung ein, das sich ja außerdem in zahlreichen Fremdwörtern (Fauteuils, Lampions, Streiks) findet: so bildet man Haffs, Docks, Decks, Schotts. Sehr gebräuchlich geworden ist es in dem Worte Junge: in Norddeutschland wenigstens klingt die Anrede: „Jungen" fast geziert gegenüber dem herzlichen: „Jung(en)s". Auch die Formen Mädels, Kerls, Bengels, Lümmels sind in ungezwungener Sprache häufig. Vielfach wird es als bequemes Mittel zur Bezeichnung der Mehrzahl verwandt, wenn diese sonst der Einzahl gleichlautet oder wenn sich nicht gleich ein andrer Ausweg zeigen will, so bei Bräutigams (schon bei Goethe), bei den erwähnten Wörtern Mädels, Bengels, Lümmels, bei Hochs und Tiefs, Hurras, Eingesandts, Dativ-es. Derselbe Grund liegt vor bei Eigennamen: die drei Müllers, zehn Liebknechts, wobei auch die allgemein gebrauchten Formen Müllers, Pastors von Einfluß gewesen sind, die für Mehrzahlen gehalten werden, in Wirklichkeit aber erstarrte Genetive sind. — Anderseits zeigt die Sprache bei starker Eindeutschung eines Fremdworts einen fortschreitenden Verzicht auf diese Mehrzahlbildung; niemand sagt mehr Offiziers, Generals, und

daher darf man bezweifeln, ob diese wohl in keinem Falle ausschließlich gebräuchliche und nötige Bildungsweise weitere Fortschritte machen wird.

2. Ansätze zur Weiterentwicklung beim Zeitwort.

Auch das Zeitwort steht nicht still. Im ersten Augenblick könnten wir wohl meinen, hier sei alles genau festgelegt; die Vergangenheit von geben und malen z. B. kann durchaus nicht anders lauten als gab und malte, und ebenso sicher scheint es überall zu sein. Wie heißt aber dieselbe Form von backen? Der Leser stutzt einen Augenblick, dann sagt er wahrscheinlich: buk. Aber er hat dann eben eine schnelle Entscheidung getroffen, denn er weiß ganz genau, daß auch backte vorkommt. Das jüngere Geschlecht braucht meist diese schwache Form, die in vielen Mundarten ausschließlich gilt. Doch auch wer ganz entschieden für buk eintritt, wird kaum noch sagen: ich möchte, du bükest morgen; gewiß wird keine Frau diese Form aussprechen; wer doch daran festhält, weil er sie als die allein richtige ansieht, der hat das klare Bewußtsein, sich einer gelehrten Form zu bedienen, die im täglichen Leben geziert, fast lächerlich wirkt. Also der starke Konjunktiv ist aus der Umgangssprache völlig verschwunden und wird durch das schwache backte oder eine Umschreibung: würde backen ersetzt. Für den Indikativ kommen noch beide Formen vor, doch überwiegt backte in der gesprochenen Sprache und wird sich wahrscheinlich durchsetzen. — Aber weiter. Wie heißt es: die Mutter bäckt oder backt Kuchen? Es ist schwer zu sagen, welche Form üblicher ist. Ich sage nur bäckt und glaube, daß diese starke Form noch gebräuchlicher ist als die schwache. Wie steht es endlich mit dem Partizip? Gebacken oder gebackt? Hier zögern wir nicht, wir sagen gebacken. Und doch wird das uns abscheulich klingende gebackt von dem aufwachsenden Geschlecht, auch gebildeter Kreise, schon zuweilen gebildet, angebackt sogar nicht selten. Immerhin ist gebacken noch fest und in der guten Sprache allein üblich.

Wir beobachten also, wie das starke Zeitwort backen in der Entwicklung zu einem schwachen begriffen ist. Der starke Konjunktiv ist so gut wie völlig verschwunden, der starke Indikativ der Vergangenheit ist im Unterliegen, etwas besser steht es noch mit den starken Formen der 2. und 3. Person der Einzahl der Gegenwart, und das Partizip ist noch sicher stark. Daß die Entwicklung gerade so geht, ist begreiflich. Der Vokal a kommt im Infinitiv, den meisten Personen der Gegenwart, in der Befehlsform (z. B. in dem viel gesungenen Kinderreim:

backe, backe Kuchen) und im Partizip vor, er erscheint als der bei diesem Zeitwort regelmäßige. Die stärkste Abweichung ist der Schritt vom a zum u und ü; so stellt sich leicht die nach dem Muster der schwachen Zeitwörter gebildete Form backte für den seltenen Konjunktiv, dann auch für den Indikativ ein; in vielen Mundarten wird übrigens die Vergangenheit gar nicht gebraucht. Der Umlaut des a zu ä dagegen ist eine so häufige Erscheinung, daß sich bäckst und bäckt widerstandsfähiger erweisen. Das Partizip aber wird fast gar nicht angegriffen, da es schon den Vokal a hat und die Endung -en sich ja gleichmäßig bei allen starken Zeitwörtern findet. Für den ganzen Vorgang ist wesentlich, daß das Wort backen vorwiegend im Hause und viel weniger literarisch gebraucht wird als die andern Zeitwörter dieser Klasse (tragen, schlagen.)

Die Entwicklung, die sich hier vor unsern Augen abspielt, ist einigermaßen abgeschlossen in den ursprünglich starken Zeitwörtern mahlen, salzen, spalten, die heute nur noch das Partizip stark bilden; von salzen und spalten kommt nicht selten auch die schwache Form vor: gesalzt, gespaltet. Melken wird vielfach schon ganz schwach gebeugt; die Gegenwart ist stets schwach: melkst und melkt, statt des starken: milkst und milkt; die starke Vergangenheit molk ist noch bekannt und das Partizip gemolken noch durchaus lebendig. Noch fester sind die starken Formen von hauen: hieb und gehauen, nur du häust, er häut sind schriftsprachlich unmöglich. Für die Vergangenheit wird schon häufig haute gebraucht, in manchen Fällen vermeiden wir beide Bildungen; wir sagen noch: Holz hauen, aber nie: er hieb, selten: er haute, meist: er hackte Holz; ebenso: er hat Holz gehackt, statt: gehauen. Die Zusammensetzung verhauen, sowohl wenn sie prügeln als wenn sie sich versehen bedeutet, bildet die Vergangenheit sogar nur schwach: verhaute. Im Partizip treten gehaut und verhaut nur sehr selten auf. — Auch sprießen, klimmen, schnauben sind im Übergang zur schwachen Abwandlung begriffen. Eigentümlich liegen die Dinge bei hangen und hängen. Das starke hangen ist in der Gegenwart fast völlig mit dem schwachen hängen zusammengefallen; wir sagen meist: die Bilder hängen, nicht: hangen an der Wand. In der Vergangenheit und im Partizip trennen wir gewöhnlich: es hing, hat an der Wand gehangen; ich hängte, habe es dorthin gehängt; doch kommen Vermischungen vor.

Bisweilen, wenngleich seltner, geht die Entwicklung in umgekehrter Richtung, daß nämlich schwache Zeitwörter zu den starken hinneigen; so schwanken gegenwärtig fragen und laden. In der norddeutschen Um-

gangssprache und bei vielen Schriftstellern (Freytag, Storm, Fontane) finden sich die starken Formen frägst, frägt und frug, die offenbar nach dem Vorbild von schlagen und tragen gebildet sind und trotz der schärfsten Bekämpfung durchaus nicht endgültig beseitigt sind. In laden sind zwei ganz verschiedene Zeitwörter zusammengefallen, ein starkes mit der Bedeutung aufladen und ein schwaches, das einladen hieß, also: er lädt, er lud das Korn auf das Schiff, er hat es aufgeladen; aber: er ladet, er ladete, er hat mich eingeladet. Heute ist in Vergangenheit und Partizip die starke Form fast alleinherrschend: ich lud, habe ihn eingeladen; nur in der Einzahl der Gegenwart stehen ladest, ladet noch neben lädst und lädt, wenn auch ohne sorgfältige Trennung nach der ursprünglichen Bedeutung. Von fassen und kaufen erscheinen nach dem Muster von lassen und laufen oft fäßt und käuft, doch ohne jede Aussicht, sich durchzusetzen; von winken bilden wir im Scherz zuweilen gewunken, nach sinken, trinken usw. — Gegenseitige Beeinflussung der starken und schwachen Biegung zeigt sich auch in der zweiten Person der Einzahl der Befehlsform. Beim starken Zeitwort ist die Form endungslos: gib, komm, laß, beim schwachen geht sie auf -e aus: sage, lebe, hole. Nun finden sich manchmal beim starken auch Formen mit -e; siehe, rufe, bleibe, beim schwachen e-lose: sag' mal, leb' wohl, setz' dich. Die starken mit -e treten wieder zurück und kommen in der gesprochenen Sprache nur noch selten vor, wogegen der Abfall der Endung bei den schwachen Fortschritte zu machen scheint.

Diese Vorgänge haben nichts Ungewöhnliches, auch in früherer Zeit sind die starke und schwache Abwandlung nicht scharf getrennt geblieben. Die schwachen Zeitwörter überwiegen an Zahl, und ihre Beugung ist so einfach, daß sie leicht geradezu als regelmäßig, die starken mit ihrer größeren Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit aber als unregelmäßig erscheinen. So sind zahlreiche unsrer heutigen schwachen Zeitwörter noch in mhd. Zeit stark gewesen, z. B. kneten (ging wie geben), ziemen (wie nehmen), bellen (wie helfen), hinken (binden), waten und nagen (graben), niesen (bieten), schalten und walten (halten) und andre. Bei dem einen und andern erkennen wir den früheren Zustand noch an einzelnen Resten. So ist rächen jetzt schwach, aber das dichterisch gerochen (der fromme Dichter wird gerochen, Schiller) zeigt, daß es einst stark war. Ebenso hat sich von pflegen das starke pflog, gepflogen (Gepflogenheit), von verhehlen unverhohlen, von entglimmen entglommen erhalten.

Dagegen war preisen früher schwach, woran das biblische: sie preiseten Gott noch erinnert. Das ebenfalls schwache dingen ist im 17. Jahr-

hundert an singen, klingen angeglichen worden und ist heute wenigstens noch im Partizip stark: ein gedungener Mörder. Unserm starken Zeitwort verderben liegen zwei Wörter zugrunde, ein starkes intransitives und ein schwaches transitives; man sagte also: der Apfel verdirbt, verdarb, ist verdorben, aber: er verderbt, verderbte, hat das Kind verderbt. So heißt es bei Schiller: ach, der Zorn verderbt die Besten; sonst aber hat das starke Wort die Aufgabe des schwachen mit übernommen und nur das fast veraltete Partizip verderbt weist noch auf die ursprüngliche Scheidung hin. — Viel verwickelter liegen die Dinge bei schaffen. Das starke Zeitwort müßte eigentlich lauten: schöpfen, schuf, geschaffen, das schwache natürlich: schaffen, schaffte, geschafft. Zu dem starken ist aber die neue Infinitivform schaffen gebildet worden, und so sagen wir jetzt: schaffen, schuf, geschaffen. Da die 2. und 3. Person der Einzahl der Gegenwart unter dem Einfluß des schwachen Wortes ohne Umlaut gebildet werden (also nicht schäffst, schäfft), so besteht im Infinitiv und der Gegenwart zwischen dem starken und schwachen Worte kein Unterschied mehr. Der alte Infinitiv schöpfen endlich ist nicht untergegangen, sondern hat sich zu einem selbständigen Zeitwort mit verengter Bedeutung entwickelt (Wasser, Atem schöpfen); seine ursprüngliche Bedeutung ist bewahrt in Schöpfer und Schöpfung. Merkwürdig ist auch die Entwicklung von dünken; regelrecht wäre: mich dünkt, mich dauchte, es hat mich gedaucht. Statt der beiden letzten Formen ist der Konjunktiv eingetreten: deuchte, gedeucht und hat sogar eine nicht ganz seltene Neubildung der Gegenwart hervorgerufen: mich deucht. Anderseits sind zum Infinitiv die neuen schwachen Formen dünkt, gedünkt gebildet worden.

An eine wichtige Wandlung auf dem Gebiete des Zeitworts werden wir erinnert, wenn wir beobachten, wie die Form ward immermehr veraltet; aus der Umgangssprache ist sie gänzlich verschwunden und wird nur noch in feierlicher Rede und in der Dichtung gebraucht. Ebenso treten Konjunktivformen wie hülfe, verdürbe, stürbe allmählich zurück. Diese alten Formen deuten darauf hin, daß früher beim starken Zeitwort Einzahl und Mehrzahl der Vergangenheit nicht denselben Vokal hatten. Wir sagen: ich stieg, wir stiegen, ich half, wir halfen, ich wurde, wir wurden; Luther schreibt noch: ich steig, wir stiegen, ich half, wir hulfen, und auch wir sagen noch: ich sang, die Alten sungen, und bisweilen: ich ward, wir wurden. Dieser Wechsel ist gegen das Ende des Mittelalters ausgeglichen worden, meist zugunsten der Mehrzahl, also: ich stieg, ich wurde; bisweilen hat die Einzahl gesiegt: wir halfen, wir

sangen. Im Konjunktiv der Vergangenheit einiger Zeitwörter haben sich die alten Formen hülfe, verdürbe, stürbe, (von dem frühern hulfen, verdurben, sturben) deshalb länger gehalten, weil ohne sie der Unterschied zwischen dem Konjunktiv der Gegenwart und der Vergangenheit verwischt würde, denn helfe, verderbe, sterbe fallen in der Aussprache mit hälfe, verdärbe, stärbe zusammen; doch verlieren sie in der Umgangssprache immer mehr an Boden. Nur bei der Mehrzahl der Präterito-Präsentien, d. h. jener Zeitwörter, deren alte Vergangenheit (Präteritum) als Gegenwart (Präsens) dient, stehen die Wurzelvokale von Einzahl und Mehrzahl noch heute in demselben oder einem ähnlichen Verhältnis wie einst bei den starken Zeitwörtern: ich weiß, wir wissen; kann, können; mag, mögen; muß, müssen; darf, dürfen. Der Umlaut in den Mehrzahlformen ist freilich nicht ursprünglich.

Diese Entwicklung, von der die Präterito-Präsentien eine Ausnahme machen, erscheint durchaus zweckmäßig: eine Unterscheidung durch Ablaut zwischen Einzahl und Mehrzahl derselben Zeit war überflüssig, die zwischen Gegenwart und Vergangenheit aber sehr wesentlich; erst nachdem in der letzteren ein einheitlicher von dem der Gegenwart verschiedener Vokal durchgeführt worden war, wurde diese Vokalverschiedenheit wirklich Mittel zur deutlichen Unterscheidung beider Zeiten. So ist im Laufe der Zeit selbst bei einigen Präterito-Präsentien ausgeglichen worden, ja, sie sind schließlich schwache Zeitwörter geworden. Daß sollen einst zu ihnen gehörte, zeigt nur noch die Endungslosigkeit der Form soll (wie kann, mag; gegenüber sitze, sitzt, setze, setzt); bei taugen (mhd. ich touc, wir tugen, ich tochte) hat sich die Einzahl siegreich durchgesetzt; das Wort ist völlig schwach geworden, ebenso wie gönnen. In gleicher Weise ist es zu verstehn, wenn in mitteldeutschen Mundarten in der Gegenwart von dürfen der Vokal der Mehrzahl durchgeführt worden ist: ich därf, wir därfen.

3. Ansätze zur Weiterentwicklung im Wortschatz.

Außerordentlich starke und schnelle Wandlungen vollziehen sich auf dem Gebiete des Wortschatzes. Vielfach beobachten wir, wie Wörter, die wir in derselben Form gebrauchen wie unsre Vorfahren, allmählich und fast unmerklich ihren Sinn ändern. Das Wort Bahn bedeutet ursprünglich eine geebnete Fläche, auf der sich etwas fortbewegen kann, z. B. Kegelbahn, Reitbahn, Eisbahn. Die Eisenbahn ist daher nichts andres als die für den Schienenstrang gebahnte Fläche. Die Entwicklung

geht dann so weiter, daß man darunter auch den über die Schienen rollenden Zug versteht. In beiden Bedeutungen wird nun sehr häufig das einfache Wort Bahn gebraucht, so daß wir heute allgemein sagen: Die Bahn nach N. ist im Bau; ich saß in der Bahn. Oft empfinden wir es noch deutlich als Abkürzung von Eisenbahn, aber diese längere Form tritt in vielen Verbindungen zurück. Wir sagen noch mitunter: ich fahre mit der Eisenbahn, besonders wenn wir den Gegensatz zur elektrischen Bahn hervorheben wollen, fast immer Eisenbahnminister, Eisenbahnunfall, aber nie: ich gehe nach der Eisenbahn, sondern: nach der Bahn, wobei das einfache Wort weiter für Bahnhof eintritt. Ebenso sagen wir nur Bahnhof, Bahnwärter, Bahnmeister, fast nur Staatsbahn, Bahnbeamter. Vielfach stehen beide Formen nebeneinander, wobei die kürzere vordringt: (Eisen)bahnfahrt, -bauten, etwas mit der (Eisen)bahn schicken. Wenn endlich ein junger Mensch uns sagt, er wolle zur Bahn gehn, so verstehen wir darunter die Bahnverwaltung. Das seit mhd. Zeit belegte Wort Bahn hat also im Laufe des 19. Jahrhunderts mehrere neue Bedeutungen angenommen, die von der ursprünglichen stark abweichen, und in denen es heute häufiger gebraucht wird als in der älteren.

Ähnlich ist die Entwicklung von Zug, dessen mannigfache Bedeutungen sich alle aus der Grundbedeutung des Ziehens erklären, und das heute sehr häufig für Eisenbahnzug gebraucht wird, auch in Zusammensetzungen wie Zugbeamter, Zugführer. Auch Kraft hat einen neuen besonderen Sinn bekommen in Kraftwagen und Kraftwerk. Unter Rad verstehen wir heutzutage in dem Satze: er hat ein Rad geschenkt bekommen, ohne weiteres ein Fahrrad, obwohl es an sich viele Arten von Rädern gibt. Wenn wir dafür Fahrrad zwar kaum noch sagen, (ausgenommen ist z. B. Fahrradhändler), aber doch sagen können, so ist die längere Form und eine andre Bedeutung ganz unmöglich in den Weiterbildungen radeln und Radler(in).

Anderseits treten alte Worte allmählich zurück. Antlitz ist durch Gesicht verdrängt worden und hat sich nur in der feierlichen Sprache erhalten. So ist Kopf für Haupt eingetreten, die jüngeren Bildungen Frühling und das mehr landwirtschaftliche Frühjahr für Lenz, Pferd für Roß, das ebenso wie Gaul nur noch mundartlich zur Bezeichnung der Gattung verwendet wird. So ist auch das Wort Knabe offenbar im Rückgange. In der älteren Bedeutung Junggeselle ist es völlig veraltet, und in der gewöhnlichen Bedeutung wird es nord- und mittel-

deutsch durch Junge, süddeutsch durch Bub(e) zurückgedrängt; in der Umgangssprache klingt es schon etwas feierlich und weltfremd außer in scherzhaften Wendungen wie alter Knabe. Nicht anders ergeht es dem Worte Jüngling, das durch junger Mann, junger Mensch, junge Leute eingeschränkt wird und nur in der gehobenen Sprache, einzelnen Verbindungen wie Jünglingsverein und im Scherz noch üblich ist.

Die größeren Anforderungen, die wir vom gesundheitlichen und schönheitlichen Standpunkte an unsre Wohnungen zu stellen pflegen, spiegeln sich in dem Geschick zweier Worte wieder. Das Wort Kammer, das alleinstehend heute fast stets im Sinne von Schlafraum gebraucht wird, wird immer mehr durch Stube verdrängt, das eigentlich einen heizbaren Raum bedeutet (vgl. das englische stove). Niemand will heute mehr in einer Kammer schlafen, sondern in einer Schlafstube: eine Wohnung, die aus drei Stuben und zwei Kammern besteht und noch vor kurzem so bezeichnet wurde, nennt sich jetzt 5-Stubenwohnung; auch die Mädchenkammer verschwindet. Doch die Stube wird ihres Sieges nicht recht froh, denn sie wird aufs stärkste von dem feineren Zimmer bedroht. Die gute Stube ist im Aussterben und wird zum besten Zimmer oder Empfangszimmer. Wohnstube und Schlafstube verwandeln sich in Wohnzimmer und Schlafzimmer; die Dienstboten haben jetzt ihr Mädchenzimmer, und die 5-Stubenwohnung wird allmählich zur 5-Zimmerwohnung.

In der Stadt werden die Wege zwischen den Häusern breiter und schöner, und so weicht die Gasse vor der Straße schnell zurück, besonders in Nord- und Mitteldeutschland. Manche Städte gehen so weit, in sämtlichen Namen Gasse durch Straße zu ersetzen, so daß jetzt selbst die winkligste und engste Gasse sich vornehm Straße nennt.

Aus der gesprochenen Sprache verschwindet auch das Fürwort jener immer mehr, wenigstens in seiner wichtigsten Bedeutung, wo es im Gegensatz zu dieser auf etwas Entfernteres hindeuten soll. In diesem Sinne ist es nur in der Buchsprache noch gebräuchlich und wirkt auch hier oft schon etwas steif. Wir pflegen dafür zu sagen: der, der dort, der da, z. B.: nicht dieser Baum, sondern der dort. Lebendig sind dagegen manche volkstümliche Ausdrucksweisen, wie: es könnte mir gehn wie jenem, der ... und das formelhafte: dieser oder jener.

Besonders deutlich läßt sich diese Erscheinung gegenwärtig bei den fremden Bestandteilen unseres Wortschatzes beobachten. Nach vielen nicht immer erfolgreichen Versuchen in früherer Zeit ist der Kampf gegen

überflüssige Fremdwörter seit der Reichsgründung mit allem Nachdruck wieder aufgenommen worden. Minister und Behörden haben zahlreiche Fremdlinge aus der Sprache ihres Faches entfernt und durch vielfach glücklich gewählte deutsche Wörter ersetzt. Diese Bewegung wird immer stärker, besonders durch den wachsenden Einfluß des 1885 begründeten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, und ihre Erfolge sind überraschend groß. Immer wieder ist man erstaunt zu sehen, wie viele Wörter, die vor 20, 30 Jahren allgemein gebraucht wurden und für unentbehrlich galten, der heutigen Jugend schon unbekannt oder doch nicht mehr wirklich geläufig sind. Dahin gehören Veloziped, Bicycle, Perron, Coupé, Sekundärbahn, Premier- und Sekondeleutnant, Poste restante, Pincenez, Diktionnär, Exempel, Visite machen, Interview usw. Zahllose andre wie Cousin, Billett, Extrazug, Examen, examinieren, Terrain, Distanz, rekognozieren weichen immer weiter vor dem deutschen Wort zurück.

Freilich bringen anderseits durch die Fortschritte der Wissenschaft und Technik, durch die Umwandlungen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft und des Verkehrs beständig neue Fremdwörter ein, dazu viele, die nur leidiger Ausländerei und unwürdiger Nachahmungssucht des Fremden ihr Aufkommen verdanken. Man denke an Automobil, Hangar, Garage, Panne, Kinematograph, Film, Aviatik, Aeroplan und die unzähligen englischen Wörter aus dem Sportleben. Fast alle wirklich gebräuchlichen aber sehen sich sehr bald in einen heftigen Kampf mit einem neugebildeten deutschen Wort verwickelt, in dem sie voraussichtlich zumeist erliegen werden; so wird Streik durch das süddeutsche Ausstand bedrängt, Corned Beef durch Büchsenfleisch, Messenger Boy u. a. durch Blitzbote, Dreadnought durch Großkampfschiff. Selbst scheinbar notwendige, wie Telephon, Elektrizität, Automobil, Kinematograph werden vielfach ersetzt: Fernsprecher oder Fernruf, Kraftwerk, Kraftwagen, Lichtspielhaus oder kurz Lichtspiele sind schon keine seltenen Wörter mehr; für telephonieren entsteht auf dem Wege über antelephonieren ein teilweiser Ersatz in anklingeln; statt der früheren Militärvorlagen hatten wir 1913 eine Wehrvorlage und Wehrsteuer.

Bei der außerordentlichen Bildsamkeit unsrer Muttersprache läßt sich für jeden neuen Begriff ein treffendes und anschauliches Wort finden, ohne daß wir zu Fremdwörtern zu greifen brauchen, die in ihrer Bildung der Mehrheit unsres Volkes unverständlich sind. Solche schöne Neubildungen sind: Umwelt (schon über 100 Jahre alt, aber erst mit dem

Bekanntwerden der Taineschen Philosophie als Übersetzung von Milieu recht gebräuchlich geworden), Kindergarten (im heutigen Sinne seit 1840), Wettbewerb (schon oft zu Bewerb gekürzt: Wasserflugbewerb), Weltmarkt, Aussperrung, Haftpflicht, Jugendpflege, Wandervogel, Flugzeug, Eindecker, Zweidecker, Rundflug, sich einfliegen und zahllose andre. Manche Wörter, wie Herdentier, Übermensch, Jugendstil, Heimatkunst, bodenständig, Zukunftsstaat, zielbewußt, Scharfmacher finden als Schlagwörter, andre, wie tadellos, blendend, restlos, auslösen, tief schürfen, sich auswachsen zu etwas, richtiggehend als Modewörter eine besonders schnelle Verbreitung. Sie können der Sprache schon lange angehören, ehe sie zu Schlag- oder Modewörtern werden, sie können sehr bald wieder verschwinden, aber auch zu dauerndem, wertvollem Besitz werden, nachdem sie den Anschein des Aufdringlichen und Gewollten verloren haben.

Auch aus dem unerschöpflichen Wortvorrat unsrer Mundarten bereichert sich die Schriftsprache. Das vielgebrauchte Putsch beruht auf einem schweizerischen Worte, das oberhessische und bayrische Hupe ist durch das Kraftfahrwesen gemeindeutsch geworden, das süddeutsche rodeln durch den Wintersport. Durch die Zeitungsmeldungen über Luftfahrt wird gegenwärtig das niederdeutsche Bö in allen Teilen unsres Vaterlandes bekannt. Diele ist in der Bedeutung Fußboden schriftsprachlich; die niederdeutsche Bedeutung Hausflur ist im Hochdeutschen zwar schon im 18. Jahrhundert belegt, dringt aber erst durch den Einfluß der neuzeitlichen Baukunst siegreich vor. Das Wort Bube ist in Nord- und Mitteldeutschland nur in der Bedeutung Schurke üblich, und zwar hauptsächlich in Zusammensetzungen und Ableitungen (Bubenstück, Spitzbube, bübisch, Büberei), verbreitet sich aber vom Süden her als Modewort in der Form Bub oder Bubi seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts mit rasender Schnelligkeit bis in die entferntesten Winkel des Sprachgebiets, so daß es um 1912 beinahe als Allerweltsname für den jüngsten Sohn der Familie erscheint.

Bei den immer zahlreicher werdenden Zusammensetzungen tritt eine neue Bildungsweise auf. Neben älteren Formen wie Waldhorn, Landvolk, Amtmann finden wir jüngere mit -s-, wie Waldesrand, Landestrauer, Amtsrichter. Noch Luther schreibt Jahrtag, Jahrzeit, noch Goethe Jahrzahl. Wenn das erste Glied dieser Zusammensetzungen regelmäßig im Genetiv ein -s hat und eine genetivische Fügung vorliegt, so sind solche Bildungen nicht weiter auffällig. Allmählich aber erscheinen nach dem

Muster dieser häufigen s-Formen und unter niederdeutschem Einfluß auch Bildungen wie Bürgersmann, Freundeskreis, die man nicht genetivisch als Mann des Bürgers, Kreis des Freundes deuten kann; bei Hochzeitstag, Arbeitswilliger, Landungsplatz endlich ist ein -s im Genetiv gar nicht denkbar. In derartigen Fällen ist es denn auch nicht Genetivzeichen, sondern man hat es in immer stärkerem Maße als Übergangs- oder Bindelaut empfunden, der zwei Wörter zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft; als Binde-s konnte es dann im weitesten Umfange angewendet werden. Feste Regeln für sein Auftreten lassen sich nicht geben, im einzelnen liegen die Dinge sehr schwierig, kommen ja doch bei Zusammensetzungen mit demselben Worte beide Weisen vor: Glückwunsch, Rathaus, Windfang, aber Glücksfall, Ratsherr, Windeseile; zuweilen sogar bei Übereinstimmung beider Glieder: Landmann und Landsmann, Landrat und Landesrat, Wassernot und Wassersnot, wobei sich Bedeutungsunterschiede herausgebildet haben. Doch läßt sich sagen, daß das s bei älteren Bildungen meist fehlt, bei jüngeren und besonders bei den in unsrer Zeit so häufigen längeren Zusammensetzungen aber mit Vorliebe angewandt wird: Landrichter, aber Oberlandesgerichtsrat; Nachtlager, Weihnachtsabend; Werktag, Gaswerkskontor; Standort, Vorstandswahl — und endlich, daß es offenbar weiter vordringt. Formen wie Geburttag, Mietkaserne, ausnahmlos sind heute schon unmöglich. Daß dabei in vielen Fällen Schwanken herrscht, ist begreiflich, man vergleiche Rind(s)leder, inhalt(s)reich, einwand(s)frei, Schnellzug(s)verbindung, Heimat(s)pflege.

All diese Vorgänge, der Bedeutungswandel, das Zurücktreten alter Wörter und das Aufkommen neuer, sowie Änderungen in der Wortbildung, sind im Leben der Sprache gewöhnliche und natürliche Erscheinungen, die sich auch in der Sprache unsrer Vorfahren überall erkennen lassen. Daß Wörter auch früher ihre Bedeutung geändert haben, läßt sich oft innerhalb des heutigen Deutsch feststellen, weil in einzelnen Verbindungen der alte Sinn noch vorliegt oder wenigstens durchschimmert, freilich meist ohne daß wir uns des eingetretenen **Bedeutungswandels** bewußt sind. So scheint der Sinn des Wortes **Mut** ganz einfach und klar zu sein, es ist verwandt mit Kühnheit; wenn wir aber sagen: mir ist feierlich zumute, leichten Mutes, guten Mutes sein, wenn wir von Hochmut, Großmut, Wankelmut reden, so zeigt sich darin die frühere, allgemeinere Bedeutung: Sinn. — Unter **Leib** verstehn wir heute meist den Unterleib, Bauch; bei der Gegenüberstellung von Leib und Seele

aber, wenn es heißt: sein ganzer Leib war mit Narben bedeckt, meint man damit den Körper überhaupt; in den Zusammensetzungen Leibarzt, Leibwache und dem Ausdruck: seinem Leibe keinen Rat wissen, bedeutet Leib sogar die ganze Person, und auf eine noch ältere Bedeutung weisen Leib und Leben, wie er leibt und lebt, bei Leibe nicht, sich entleiben, das Luthersche: nehmen sie uns den Leib, wo es nichts andres heißt als Leben (vgl. engl. life). Die Reihenfolge der Bedeutungen war also diese: Leben, Person, lebendiger Körper, Teil des Körpers.

Bisweilen geht die Entwicklung die wunderlichsten Wege. Kopf bedeutet ursprünglich ein Gefäß, besonders zum Trinken (vgl. engl. cup); daß man Hirnkopf in der Bedeutung Hirnschale bildete, ist begreiflich, und von hier ist der Schritt bis zu dem heutigen Sinne nicht mehr groß. So ist, wie erwähnt, das Wort schließlich an die Stelle des älteren Haupt getreten, das heute in seiner eigentlichen Bedeutung nur noch in der höheren Sprache gebraucht wird. Der alte Sinn des Wortes Kopf aber lebt noch in Tassenkopf und Schröpfkopf. Übrigens ist das französische tête ganz ähnlich aus testa Geschirr, Scherbe entstanden. — Bei dem alltäglichen Gebrauch der Sprache pflegen wir so wenig über sie nachzudenken, daß uns diese anziehenden Überreste kaum auffallen. Es fällt uns nicht auf, daß in Sachwalter, Widersacher, in den Ausdrücken: jemandes Sache führen, in Sachen des A gegen B, das Wort Sache eine von der üblichen abweichende Bedeutung hat, nämlich die ursprüngliche: gerichtlicher Streit (Streitsache, Rechtssache). Die ähnliche Grundbedeutung von Ding: gerichtliche Verhandlung, steckt verborgen in verteidigen, aus älterem tagedingen = gerichtlich verhandeln, in dem Zeitwort dingen, eigentlich: über etwas verhandeln, und in dingfest machen = gerichtlich festnehmen. Man vergleiche dazu die aus der Zeitung bekannten skandinavischen Wörter Storthing und Folkething. Der Gang der Entwicklung von Sache und Ding ist also ungefähr folgender gewesen: Gerichtsverhandlung, Verhandlung, Geschäft, Angelegenheit, Gegenstand. Entsprechend hat sich das französische chose aus causa Streitsache entwickelt.

Oft ist die alte Bedeutung noch ohne Mühe erkennbar; es ist einleuchtend, daß fassen zu Faß gehört, also eigentlich: in ein Faß tun heißt, daß begreifen (zu greifen) zunächst ganz sinnlich umfassen bedeutet, dann erst: mit dem Verstand erfassen, daß man unter erfahren: durch Fahren erreichen verstanden hat, unter behandeln: mit der Hand bearbeiten, dann allgemein: bearbeiten, sich beschäftigen mit — diese

Dinge sind einleuchtend und liegen uns wegen des starken Bedeutungswandels doch so fern, daß sie unsrer Aufmerksamkeit gewöhnlich entgehen. — So fühlen wir auch den Zusammenhang zwischen schon und schön nicht mehr: schon (ahd. scōno) ist das Umstandswort zu dem Beiwort schön (ahd. scōni), so daß der Satz: er ist schon angekleidet, hieß: er ist in schöner Weise angekleidet, in sorgfältiger, gehöriger Weise, vollständig, fertig, bereits. Daran schließt sich das Zeitwort schonen, eigentlich also: sorgfältig, behutsam verfahren.

Auch daß Wörter außer Gebrauch gekommen sind, läßt sich in der heutigen Sprache noch erkennen, weil manche sich in bestimmten Zusammensetzungen erhalten haben. Ein altes wer (Mann, lat. vir) steckt in Werwolf (in einen Wolf verwandelter Mensch), Wergeld (Buße für einen Erschlagenen) und ganz verborgen in Welt, ahd. weralt, aus wer und alt, Alter; das r liegt noch vor in dem englischen world. — Zu senden gab es ein Hauptwort sint; davon stammt Gesinde, das ursprünglich das Gefolge eines Fürsten bei einer Heerfahrt bedeutete. — Frau, mhd. frouwe, Herrin, gehört zu einem männlichen Wort frō, Herr, das sich in Fronleichnam (Leichnam des Herrn), Frondienst, frönen erhalten hat. — Vormund und Mündel haben mit dem heutigen Mund nichts zu tun, sondern stammen von einem veralteten munt Schutz, das auch in mundtot (unfähig, seine Sache vor Gericht zu führen) enthalten ist.

Es kann uns nicht wundernehmen, daß diese vereinzelten Überbleibsel alter Worte, da man sie nicht mehr verstand, bisweilen an ein andres Wort angelehnt und danach umgedeutet worden sind. So wird das eben erwähnte mundtot von unserm heutigen Sprachgefühl zu Mund gestellt, so erklären wir Rübezahl als den Rübenzähler, während der zweite Bestandteil in Wirklichkeit das Wort zagel ist (engl. tail), das allmählich durch Schwanz ersetzt worden ist; Rübezahl ist also der Rübenschwanz, der untere Fortsatz der Rübe. — Bei Uhland kommt gelegentlich das Wort Wat vor, so in Klein-Roland: vierfältig Tuch zur Wat. Das mhd. wāt ist völlig ungebräuchlich geworden, der Dichter hat es künstlich wieder belebt; es kam aber auch in der Zusammensetzung līnwāt vor, die sich erhielt, und da es nicht mehr verstanden wurde, so lehnte man es an Gewand an und machte Leinwand daraus. — Beispiel hat mit Spiel nichts zu tun, sondern enthält ein altes spel, Erzählung, das sich noch im Englischen findet (spell und gospel, eigentlich godspell). Das mhd. molte bildet den ersten Teil des Wortes moltwerf (der die

Erde aufwirft), das dann an Maul angelehnt wurde und daher heute Maulwurf lautet.

Einige alte Wörter haben zwar ihr selbständiges Leben eingebüßt, der Sprache aber dadurch größere Bildsamkeit verliehen, daß sie zu Ableitungssilben geworden sind; so bedeutete -heit Zustand, -schaft Beschaffenheit, -tum Stand, Verhältnis, -bar tragend, -sam gleichartig; unser Wort Leiche, das eigentlich Leib, Körper bedeutet (vgl. Leichdorn, Dorn im Körper) erscheint in unbetonter Form als -lich. Eine Weiterbildung von -heit ist -keit, es entstand in Fällen, wo diese Silbe an Beiwörter auf -ig, früher ec, antrat: ēwec -heit wird zu ēwekeit, dann mit erneuter Anlehnung an das Beiwort zu Ewigkeit; später wird die neu entstandene Ableitungssilbe auch gebraucht, wenn kein Beiwort auf -ig vorhanden ist: Lauterkeit; selbst -igkeit wird als zusammengehörige Bildung verwendet: Schnelligkeit. Andre Ableitungssilben treten zurück, besonders kürzere wie -e (Höhe, Breite, Tiefe, aber nur noch selten Schöne, Schmäle, Schnelle), und -t (Gift, Tracht zu geben, tragen).

Mit Hilfe der alten und neuen Ableitungssilben sind im Laufe der Zeit sehr viele neue Wörter gebildet, es sind unzählige Zusammensetzungen vorgenommen worden, und der Wortschatz hat eine außerordentliche Bereicherung erfahren. Wie heute waren auch früher manche Neubildungen bestimmt, Fremdwörter zu ersetzen; dahin gehören aus alter Zeit Gemeinde, Beichte, Sonntag für communio, confessio, dies solis und aus späterer lustwandeln, Wörterbuch, Augenblick, Jahrhundert, Schauspieler und Feldzug für spazieren, Lexikon, Moment, Säkulum und Kampagne. Die Sprache ist zu allen Zeiten beschäftigt gewesen, fremde Bestandteile wieder auszuscheiden, und diese Verdeutschungsarbeit war dringend nötig, da aus vielen fremden Sprachen, besonders aber zu verschiedenen Malen aus dem Lateinischen und Französischen große Mengen ausländischer Wörter eindrangen. Was nicht ausgeschieden werden konnte, das wurde eingedeutscht, und zwar vielfach so gründlich, daß der fremde Ursprung nicht mehr zu erkennen ist; das gilt besonders für früh aufgenommene Wörter, die durch die Volkssprache hindurchgegangen sind, wie Münze, Brief, Kampf, Straße, Küche, Tisch, Insel, sicher (aus dem Lateinischen), fein, Preis, Harnisch, Form, Tanz, fehlen, hurtig (aus dem Französischen); wir nennen sie Lehnwörter. Spätere, mehr gelehrte und literarische Entlehnungen wie Pastor, Reformation, Infanterie, General, Konferenz, Examen, Komitee, Kompliment und zahllose andre erkennt man auf den ersten Blick als Fremdlinge.

Wie heute nicht selten mundartliche Ausdrücke in die Schriftsprache aufgenommen werden, so galt ein beträchtlicher Teil des gegenwärtigen Wortschatzes unsrer Schriftsprache früher nur in einem Teile des Sprachgebietes und wurde erst allmählich, besonders durch den Einfluß bedeutender Schriftsteller, gemeindeutsch. Es überrascht uns, darunter eine große Reihe uns völlig vertrauter Wörter zu finden. Viele Wörter der Lutherbibel waren in Oberdeutschland unbekannt oder nicht geläufig, so daß sie erklärt werden mußten, z. B. fühlen, gehorchen, Seuche, täuschen, Lippe, Träne, Kahn, Ufer, Hügel; dagegen stammen u. a. aus Oberdeutschland staunen, entsprechen, tagen, Unbill, Ahne, dumpf: sie erschienen bis ins 18. Jahrhundert hinein in Mittel- und Norddeutschland fremdartig; niederdeutsch sind Damm, Beute, Bauten, beschwichtigen, flott, düster, sacht.

Endlich gibt es eine kleine Zahl von Wörtern, die mit einiger Sicherheit als wirkliche Neuschöpfungen angesehen werden können; meist sind es Schallnachahmungen, wie knarren, knurren, platzen, summen u. a. Jedenfalls sehen wir, daß die Kraft, neue Wurzeln zu schaffen, auch der neueren Sprache noch nicht völlig abhanden gekommen ist.

4. Ansätze zur Weiterentwicklung im Satzbau.

Von den mannigfachen Bewegungen auf dem Gebiete des Satzbaues sei gleichfalls einiges angedeutet. Zunächst zeigt sich ein immer stärker werdendes Streben nach streng logischem Aufbau und sorgfältiger Verknüpfung der Sätze. Wir werden dies deutlich erkennen, wenn wir uns die Einfachheit und Ungezwungenheit des Satzbaues früherer Zeit vergegenwärtigen.

Wie noch heute Kinder in lauter nebeneinander gestellten Hauptsätzen reden, so wurden in der ältesten Zeit vorwiegend solche Sätze gebraucht; eine Betrachtung der Wörtchen das und daß, deren Unterscheidung in der Schule soviel Schwierigkeiten zu machen pflegt, wird dies deutlich machen. Beide, das hinzeigende Fürwort, das zugleich sächliches Geschlechtswort ist, und das Bindewort, sind ursprünglich ein und dasselbe (vgl. engl. that); nach der verschiedenen Aufgabe aber, die das Wort im Satze zu erfüllen hatte, wurde später eine verschiedene Schreibung eingeführt. Der Satz: Bedenke, daß du sterben mußt, bedeutete eigentlich: Bedenke das: Du mußt sterben; das Wort das gehörte also anfänglich in den Hauptsatz und hatte hinzeigende Bedeutung; eben weil es nun auf den Inhalt des folgenden Satzes hindeutete, wurde es allmählich in diesen hineingezogen und entwickelte sich zum Bindewort.

Auch das bezügliche Fürwort ist eigentlich hinzeigend; aus: Er sah zwei Brüder, die warfen ihre Netze aus, wird: Er sah zwei Brüder, die ihre Netze auswarfen. — Das Bindewort weil verrät seinen Zusammenhang mit dem Hauptwort Weile noch deutlich, es ist verkürzt aus dieweil; diewīle hieß: die Zeit über, während dem. Dadurch daß es zur Einleitung von Nebensätzen benutzt wurde, wurde es zum Bindewort, zunächst mit der Bedeutung: solange als (vgl. das volkstümliche dieweil, derweile und engl. while). Diesen Sinn hat es noch in dem Sprichwort: Man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Daraus hat sich dann schließlich die heutige Bedeutung ergeben. Der eigentliche Sinn des Satzes: Er kam nicht, weil er zu arbeiten hatte, ist daher: Die Zeit über, wo er zu arbeiten hatte, kam er nicht; dann: Er kam nicht, solange er zu arbeiten hatte; endlich: Er kam nicht, da er zu arbeiten hatte. — Auch andre einleitende Bindewörter haben eine ähnliche Entwicklung durchgemacht, und wir erkennen, daß in der älteren Zeit der logische Zusammenhang zweier Sätze viel weniger bezeichnet wurde, als wir es tun. So ist es noch heute in der direkten Rede: Er bat mich: „Komm mit", und bei den in der Umgangssprache viel gebrauchten Sätzen wie: Er sah, es war zu spät. Überhaupt steht unsre Umgangssprache dem älteren Satzbau viel näher als die Schriftsprache, die auf genaue Verknüpfung der Sätze so großen Wert legt. So würden die oben besprochenen Sätze im Munde auch des gebildeten Deutschen oft lauten: Bedenke, du mußt sterben; er kam nicht, er hatte zu arbeiten.

Nicht nur weniger einfach wird der Satzbau in neuerer Zeit, er gibt auch in zunehmendem Maße mancherlei Freiheiten auf, deren er sich früher erfreute. Viele dieser Freiheiten finden sich noch in der Bibel und bei späteren Schriftstellern, ja noch in der Umgangssprache unsrer Zeit. Freilich, wo wir auf solche Satzbildungen aufmerksam werden, da pflegen wir uns ihrer nicht als schöner alter Spracheigentümlichkeiten zu freuen, sondern sie als unlogisch und fehlerhaft zu verwerfen. So mißbilligen wir jetzt die einst so häufige doppelte Verneinung. Aber noch Goethe läßt sein Gretchen volkstümlich sagen: Man sieht, daß er an nichts keinen Anteil nimmt; in Dichtung und Wahrheit heißt es: ... mich geniert habe, meine Landkarten nicht aufzunageln; auch wir sagen noch: Ich habe dir doch verboten, daß du die Bücher nicht anrühren sollst! Ich habe ihn wiederholt gewarnt, die Brücke nicht zu betreten. — Aus demselben Grunde, nämlich um der größeren Deutlichkeit willen, wurde ein den Satz eröffnendes Wort gern wieder aufgenommen, so in der

Bibel: Alles, was den lebendigen Odem hatte im Trocknen, das starb; in der Umgangssprache hört man nicht selten: Mein Bruder, der sagte kein Wort. Auch in diesem Verstärkungsmittel sehen wir heute oft nur Mangel an Logik.

Anderseits zeigte sich Ersparung: Da wurden ihrer beider Augen aufgetan und wurden gewahr (also nicht: sie wurden gewahr), daß sie nackt waren; bei G. Keller steht: Nun nahm es ihn wunder, wie Ursula aussehen möge, und konnte doch keine andere Vorstellung gewinnen als diejenige des halben Kindes. — Kühne Satzverschlingungen waren nicht selten: Den alten [Baum], sagte er, wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat (Goethe). Ein Relativsatz vertrat einen von einem Bindewort eingeleiteten: Freiheit? Ein schönes Wort, wer's recht verstände (Goethe). — Sehr häufig vermissen wir Übereinstimmung in Zahl und Geschlecht, oder es wird das natürliche Geschlecht dem grammatischen vorgezogen. Wie wir heute noch häufig sagen: Zuerst kam mein Vater und meine Mutter, so heißt es in der Bibel: Da nahm Sem und Japhet ein Kleid. Ferner: Gern wird Halle und Dresden neben Leipzig genannt (Kluge); sie ist ein Weib, guter Oranien, und die möchten immer gern, daß sich alles unter ihr sanftes Joch schmiegte; alles Leid und Schmerzen, in seiner Art und Wesen; das junge Paar hatte sich nach ihrer Verbindung . . . an einigen Orten nach Engagement umgesehen (sämtlich bei Goethe).

Selbst in der sorgfältigen Prosa seiner späteren Werke erlaubt sich noch Goethe wiederholt die heute so verpönten freien Partizipialkonstruktionen mit verschiedenem Subjekt, in Fällen, wo über den Sinn kein Zweifel obwalten kann: Nicht von großer, aber gewandter Gestalt, versprach sein Gesicht und sein ganzes Wesen eine anmutige rasche Entschlossenheit. So sagt auch Keller: Seit zwei Tagen an den unheimlichen Zustand schon etwas gewöhnt, beschlich mich eine traurige Ungeduld. In einem trefflichen germanistischen Buche steht: . . . doch werden die Beispiele genügen, um den angedeuteten Gesichtspunkt hinreichend zu würdigen. — Der Sprachfreund betrachtet die Zurückdrängung mancher dieser alten Freiheiten mit Bedauern; es ist ihm jedoch ein gewisser Trost, daß sie in der Umgangssprache der Gebildeten und bei vielen Schriftstellern noch sehr viel häufiger vorkommen, als der strenge Grammatiker Wort haben möchte, daß sie also durchaus noch nicht völlig ausgerottet sind.

Wir betrachten noch einige besondere Erscheinungen. Ganz deutlich läßt sich gegenwärtig eine Zurückdrängung des Genetivs erkennen;

aus den Mundarten ist er bis auf wenige Reste verschwunden. In der Schriftsprache fällt zunächst auf, daß das Genetiv-s, das sich bei den starken männlichen und sächlichen Hauptwörtern regelmäßig findet, bisweilen unterdrückt wird, besonders bei Fremdwörtern, Namen und Titeln. Wir sagen noch manchmal: die Bewohner des südlichen Frankreichs — niemals mehr mit Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Hauff betitelt ein Werk: Die Memoiren des Satan, man liest: des Forum, des Doktor Müller, und ganz üblich ist das Weglassen des -s bei Monatsnamen: des Mai, des Oktober. Vielfach will man Namen und Titel recht deutlich als solche kennzeichnen, indem man sie unverändert läßt: der große Saal des Kolosseum, des Tivoli, die Angehörigen des Luftschiffbau Zeppelin, ein Mitarbeiter des Türmer, sogar: Geschäftsstelle des „Verein gegen Armut und Bettelei". Doch gehört diese Erscheinung vorwiegend der papiernen Sprache an. Auch die schwache Endung -en fällt mitunter: der Stil des Buchenglisch, der Befehl des Oberst.

Während in diesen Fällen der Genetiv nur seine Endung einbüßt, wird er häufig überhaupt durch eine andre Fügung ersetzt. So finden sich Zusammensetzungen: Goethewort, Wagnerverehrer statt Wort Goethes, Verehrer Wagners. Viel gebräuchlicher ist eine andre Bildung. Man sagte z. B.: Er hat meinem Bruder seine Mappe aufgemacht, wobei m e i n e m B r u d e r zu aufgemacht gehört, dann aber faßte man m e i n e m B r u d e r s e i n e M a p p e zusammen und konnte nun sagen: Nicht deine, meinem Bruder seine Mappe hat er aufgemacht, und auch: Meinem Bruder seine Mappe ist gestohlen worden. Diese Ersetzung des Genetivs ist in der Umgangssprache überraschend häufig, die ältere Fügung: meines Bruders Mappe oder: die Mappe meines Bruders wird vielfach als steif empfunden. Wenn aber die volkstümliche Ausdrucksweise schon in der ungezwungenen Sprache oft auffällt und in der Schriftsprache stets als mundartliche Eigentümlichkeit erkannt und gemißbilligt wird, so stört uns eine andre Verdrängung des Genetivs sehr viel weniger, und sie macht daher beständig Fortschritte, nämlich die durch ein Vorwort: ein Freund von meinem Vater, von Herrn Müller; für: eine stattliche Schar tüchtiger Mitarbeiter und Freunde erscheint nicht selten: von tüchtigen Mitarbeitern und Freunden. Ja, wenn das allein den Genetiv deutlich anzeigende Beiwort fehlt, so ist das Vorwort sogar üblicher: eine stattliche Schar von Mitarbeitern. Vielfach freilich verzichtet man auf jegliche Bezeichnung des Genetivs: eine Schar tüchtige

Mitarbeiter, und in der Alltagssprache ist diese Verdrängung schon Regel: eine Menge schöne Äpfel.

Eine ähnliche Entwicklung ist bei einigen Beiwörtern und Zeitwörtern zu beobachten. Wir sagen kaum noch: Ich bin des langen Stehens nicht gewöhnt, sondern setzen den Akkusativ oder die Präposition an. Auch: ich bin der vielen Worte müde, klingt für die gesprochene Sprache schon fast zu hoch; noch heißt es: er wird seines Lebens, seines Geldes nicht froh, sonst sagen wir meist: froh über. Nach bedürfen ist der Genetiv im Rückgange, oft tritt dafür brauchen mit dem Akkusativ ein; nach freuen setzen wir die Präposition über öfter als den Genetiv.

Besonders lehrreich ist die Entwicklung bei wegen. Dieses Wort ist eigentlich der Dativ der Mehrzahl von Weg: von den Wegen meines Vaters wird zu: von meines Vaters Wegen oder: von Wegen meines Vaters. So wird wegen zum Vorwort: meines Vaters wegen oder wegen meines Vaters. Die Geschichte des Wortes zeigt also deutlich, warum es den Genetiv nach sich hat; auch die andern aus Hauptwörtern entstandenen Vorwörter wie statt, diesseits, jenseits, kraft, die Zusammensetzungen mit -halb regieren den Genetiv, während die echten Vorwörter (aus, bei, von, durch, für, an, auf, in usw.) den Dativ oder Akkusativ oder beide Kasus haben. Nun sind die mit dem Genetiv nicht annähernd so üblich und volkstümlich wie die eben genannten, die meisten sind vorwiegend in der Schriftsprache üblich; wegen ist wohl das gebräuchlichste von allen. Somit ist es begreiflich, daß es, sobald es einmal als wirkliches Vorwort empfunden wurde, auch einen der Fälle annahm, die die echten Vorwörter verlangen, und zwar den Dativ. Dieser ist jetzt in der ungezwungenen Umgangssprache nicht nur Süddeutschlands, wie man gewöhnlich sagt, sondern des ganzen Sprachgebietes häufiger als der Genetiv, kommt aber auch schon bei den Klassikern vor. Der Dativ findet sich übrigens auch nach den andern volkstümlichen unechten Vorwörtern, nämlich nach statt, trotz (wo in der Schriftsprache der Genetiv vordringt) und während (das nicht ursprünglich Hauptwort, sondern Partizip der Gegenwart von währen ist).

Diese Zurückdrängung des Genetivs ist keine Eigentümlichkeit der Sprache unsrer Tage. Manche erstarrte Ausdrucksweise deutet noch auf einen ausgedehnteren Gebrauch dieses Kasus in früherer Zeit. Wenn wir sagen: hier kann unseres Bleibens nicht länger sein, so ist der Genetiv durch das ihm folgende Wort „nicht" bedingt; nicht war einst Hauptwort (vgl. zunichte machen, werden) und hatte den Genetiv nach sich;

bei Luther lesen wir: Sie wollten meines Rates nicht. Heute sagen wir nur: viel Geld, der frühere Genetiv nach viel aber ist erhalten in: viel Wesens, Aufhebens machen. Er ist voll süßen Weines, ein Bissen Brotes, ein wenig Wassers — all diese Genetive sind uns nicht mehr geläufig; wir bilden: des Morgens, des Abends, aber nicht mehr: des Males, der Weile. Eigner Herd ist Goldes wert, sagt das Sprichwort, auch in lobenswert, sehenswert, der Erwähnung wert steckt noch der alte Genetiv, sonst heißt es jetzt, hauptsächlich bei Maßbestimmungen: Das ist Geld wert, einen Taler, keinen Schuß Pulver wert; auch er ist dessen wert, sagen wir kaum noch, sondern: Er ist dessen würdig oder: Er verdient es. Es klänge seltsam, wenn wir sagten: Er hat seiner Pflicht vergessen; daß aber vergessen früher den Genetiv forderte, zeigt sich noch in Vergißmeinnicht, auch in: nichts vergessen (ebenso: nichts vermissen), denn „nichts" ist der alte Genetiv von nicht. Wir sagen stets: jemanden pflegen, sich vor etwas fürchten, aber aus der Bibel kennen wir noch: pflege sein, sich der Sünde fürchten. So kommt bei einer ganzen Reihe von Zeitwörtern der früher übliche Genetiv noch in der Dichtung vor, bei begehren, entbehren, hüten, schonen u. a., heute ist dafür der Akkusativ oder ein Vorwort eingetreten. Auch in dem Zurückweichen des Genetivs vor einem Vorwort setzt sich eine alte Bewegung fort: Die Kasusendungen sind ja seit langem in Verfall begriffen, und da so die Unterschiede zwischen manchen Kasus allmählich schwanden, so erforderte die Deutlichkeit und Verständlichkeit das Hinzufügen eines erläuternden Wortes. Unsre heutige Sprache ist voll von solchen Vorwörtern, die für einen alten Genetiv eingetreten sind; man vergleiche nur in einigen Fällen mhd. und nhd. Gebrauch: des rātes vrō (froh über), dā sī in rātes bāten (bitten um); siechtuomes buoz (Buße, Abhilfe für); die wunden, der er ist genesen (genesen von); er bewarte sī aller missetāt (bewahren vor), der jāre ein kint, der witze ein man (an Jahren ein Kind, an Verstand ein Mann). Kurz, wir sehen, daß der Genetiv in den verschiedensten Verwendungen von alters her stark zurückgegangen ist.

Eines Schwankens zwischen zwei Kasus sind wir uns bei dem Zeitwort lehren bewußt. Es regierte ursprünglich den doppelten Akkusativ: ich lehre es dich; seit dem 17. Jahrhundert tritt statt des persönlichen Akkusativs der Dativ auf: ich lehre es dir, und diese Weise ist heute in der gesprochenen Sprache bei weitem die üblichere. Wir empfinden es beinahe als geziert, wenn jemand sagt: ich habe es Sie gelehrt; oft

wird das Wort, wenn zwei Objekte vorhanden sind, überhaupt vermieden und durch beibringen oder volkstümlich durch lernen ersetzt. In den meisten Mundarten sind lehren und lernen bei ihrer Verwandtschaft nach Abstammung, Bedeutung und Klang ganz zusammengefallen, so daß also, je nach den Landschaften, bald lehren, bald lernen für beide Begriffe gebraucht wird.

Eine viel erörterte Schwierigkeit unsrer Muttersprache ist der Gebrauch von als und wie bei Vergleichungen; auch hier handelt es sich um nichts andres als ein Weitergehn der Entwicklung. Die Grammatik lehrt, daß zur Bezeichnung der Übereinstimmung wie zu gebrauchen ist (ebenso groß wie), bei Ungleichheit und in einigen verwandten Fällen aber als (größer als, anders als, nichts als). Wer freilich den Sprachgebrauch aufmerksam beobachtet, der findet, daß die Dinge in Wirklichkeit nicht so einfach liegen. Nicht nur hört man zuweilen: ebenso groß als, sondern sehr häufig auch: größer wie, anders wie. Anscheinend herrscht ein völliger Wirrwarr, aus dem es nur einen Ausweg gibt — die strenge Befolgung der genannten Regel. Wir werden jedoch klarer sehen, wenn wir auf den früheren Zustand zurückblicken. Im Mhd. wird wie nur fragend gebraucht, nicht vergleichend, wofür vielmehr meist als auftritt. So noch bei Goethe: Es tut mir leid, daß dieser Ort eine solche Zierde verloren hat, als das Kabinett Ihres Großvaters war. Dagegen stand beim Komparativ denn: Meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge. Dieser Zustand herrscht noch heute im Englischen: as great as, aber greater than. Was ist im Deutschen also geschehen? Als ist bei der Ungleichheit an die Stelle von denn getreten, bei der Übereinstimmung aber selbst durch wie verdrängt worden. Da denn veraltet ist, so wird der weitere Kampf zwischen als und wie ausgetragen. Wir begreifen nun, daß als noch gelegentlich zur Bezeichnung der Übereinstimmung auftritt; es geschieht nicht nur, weil dies der frühere Gebrauch war, sondern auch weil sich als und wie so vielfach berühren. Ja, häufig finden sich, auch bei guten Schriftstellern, beide Worte zugleich: Wir waren mehr eine Sehenswürdigkeit als wie Feinde (Fontane). Wenn wir nun entdecken, daß heute bei Ungleichheit häufig wie verwendet wird, so erkennen wir darin das Fortschreiten der Entwicklung: als war aus seiner früheren Stelle (Bezeichnung der Übereinstimmung, ebenso groß als) durch wie verdrängt worden und hatte sich unter Beiseiteschiebung von denn ein neues Gebiet erobert (Bezeichnung der Ungleichheit, größer als) — in diesem aber wird es nun gleichfalls durch wie bedroht. So ist das

alte denn ganz zurückgetreten, wie aber dringt siegreich immer weiter vor. Ein abgeschlossener Zustand ist bei diesem beständigen Kampfe noch nicht eingetreten, aber man konnte zu einem gewissen Zeitpunkte wohl sagen, daß im Sprachgebrauch bei Übereinstimmung wie, bei Ungleichheit als herrschte. Darüber ist wenigstens die lebendige, gesprochene Sprache im größten Teile Deutschlands augenscheinlich schon hinaus. Wenn wir die Vorstellung haben, daß allein die Verteilung: ebenso wie und größer als, die sprachgemäße ist, so müssen wir anderseits bedenken, daß keins der beiden Wörter aus innerer Notwendigkeit an diese Stelle gehört, denn es war früher anders und ist in der Umgangssprache auch heute nicht mehr durchweg so, wie die übliche Regel will. Schon bei Klopstock findet sich schöner wie, bei Lessing mehr wie, im 19. Jahrhundert häufen sich die Beispiele bei Schriftstellern, und in der gesprochenen Sprache Nord- und Mitteldeutschlands ist als schon seltener als wie.

Auch bei dem rückbezüglichen Fürwort läßt sich ein Ansatz zur Weiterentwicklung beobachten. Das in der Umgangssprache üblichste ist bekanntlich nicht welcher, welche, welches, das ursprünglich nur Fragewort war, sondern der, die, das; wir sagen fast nie: ein Mann, welcher..., sondern: ein Mann, der ... Nun zeigt sich, daß für das sächliche Fürwort das (ein Buch, das ich ihm geliehen habe) gegenwärtig nicht selten was eintritt, besonders in der gesprochenen Sprache; es fällt uns kaum auf, wenn wir hören: Das Buch, was Sie mir geliehen haben, hat mir recht gefallen. Wer einmal darauf achtet, wird sich wundern, wie oft ihm dieses was aufstößt. Auch Bismarck sagt: das Wort, was, schon Herder: das Land, was, und Goethe: das Dämonische, was. Ja, wir alle gebrauchen schon regelmäßig was nach den Wörtern alles, etwas, vieles, nichts und ähnlichen: hier herrschte noch im 18. Jahrhundert das. Bei Schiller finden wir: etwas, das sich unaufhörlich verändert; bei Goethe: nichts, das er dem Dürftigen nicht mitteilte. Ebenso ist was für das ältere auf einen Satz bezügliche das eingetreten. Während wir sagen: Ich kam eine halbe Stunde zu spät, was mir äußerst peinlich war, sagt noch Goethe im Werther: ihre Brüder ... die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit ... tat. — Ganz entsprechend ist noch an einer andern Stelle die d-Form vor der w-Form zurückgewichen. Die Kasus des rückbezüglichen Fürwortes wurden früher vielfach durch Verbindungen mit da- eingeschränkt; für: das Brot, mit dem ich euch gespeist habe, erschien: das Brot, damit ich euch gespeist habe. Dafür sind heute allgemein die Verbindungen mit wo- (woran,

wobei, womit usw.) eingetreten; wir sagen fast nie: ein Ereignis, darüber — sondern: worüber ich mich gefreut habe.

Ein besonders schwieriges Kapitel der deutschen Grammatik ist endlich der Gebrauch des Konjunktivs, besonders im Nebensatze. Wir müssen dabei von den Formen ausgehn. Wichtig ist zunächst die Tatsache, daß die Gegenwart des Konj. aller Zeitwörter, von einigen besondern Fällen abgesehen (bei sein, wissen, können, dürfen usw.), sich nur noch in der selten vorkommenden zweiten und vor allem in der dritten Person der Einzahl von der Gegenwart des Indikativs unterscheidet: du sehest, du siehst; du lebest, du lebst; aber du zeichnest, du betest sind zugleich Konj. und Ind.; er sehe, er sieht; er lebe, er lebt. — Ferner ist der Konj. der Vergangenheit beim schwachen Zeitwort mit wenigen Ausnahmen (bringen, brennen usw.) völlig mit dem Ind. zusammengefallen: ich, er lebte, du lebtest, wir, sie lebten, ihr lebtet sind indikativisch und konjunktivisch, so daß der Konj. der Vergangenheit außer bei den Hilfszeitwörtern im wesentlichen nur beim starken Zeitwort ihm eigentümliche Formen hat und selbst hier nicht ausnahmslos, z. B. nicht in allen Formen der Zeitwörter mit nicht umlautfähiger Vergangenheit: schreien, heißen, beißen. So zeigt sich der Konj. zwar klar in dem Satze: ich glaubte, wir kämen zu früh, nicht aber in diesem: ich glaubte, sie fürchteten sich.

Aus dieser Sachlage begreift sich der heutige Gebrauch. Da nur die 3. Person der Einzahl des Konj. der Gegenwart sich stets als Konjunktivform erkennen läßt, so ist nur sie wirklich lebendig und wird in der Schriftsprache in jeder 3. Person der Einzahl des Konj. gebraucht, ohne Rücksicht auf die Zeit des Hauptsatzes, also nicht nur: er sagt — sondern auch: er sagte, er habe keine Zeit. Da die meisten andern Personen der Gegenwart des Konj. mit den Indikativformen gleichlauten, so tritt hier zur Bezeichnung des Konj. gewöhnlich die Vergangenheit ein, also nicht: ich erklärte ihm, ich habe, wir haben — sondern: ich hätte, wir hätten keine Zeit. Eben weil dies der Fall ist, so ist es verständlich, daß auch in der 2. und 3. Person der Einzahl, wo die Gegenwartsform durchaus deutlich ist, nicht selten die Vergangenheit erscheint. In der 2., die ja vorwiegend im vertraulichen mündlichen Verkehr gebraucht wird, ist die Vergangenheit schon üblicher als die Gegenwart: ich dachte, du hättest — seltener: du habest keine Lust zu kommen; du schlafest, machest kommen kaum noch vor. Aber man liest auch zuweilen und hört sehr oft: er sagt und er sagte, er hätte keine Zeit. Besonders häufig ist diese Erscheinung dann, wenn ein sehr hoher Grad von Unwahrscheinlichkeit

oder geradezu Unwirklichkeit ausgedrückt werden soll: ich hatte mir wirklich eingebildet, er wäre mir böse. Übrigens sehen wir dabei, daß im heutigen Deutsch nicht mehr die strenge Zeitenfolge herrscht, wie sie in andern Sprachen üblich ist; wir unterscheiden nicht: er glaubt, er habe recht und: er glaubte, er hätte recht, sondern sagen in der gewählten Sprache fast stets: er glaubt(e), er habe recht.

Bei den meisten schwachen Zeitwörtern ergibt sich nun aber die Schwierigkeit, daß der in allen Formen außer der (2. und) 3. der Einzahl so nötige Konj. der Vergangenheit sich nicht vom Ind. unterscheidet. Wenn hier der Konj. unzweideutig bezeichnet werden soll, so bleibt nichts andres übrig, als zu einer Umschreibung zu greifen. Einem: ich sähe es gern, wenn ... und: daß es soweit käme, hätte ich nicht gedacht, entspricht beim schwachen Zeitwort: ich würde mit ihm verkehren, wenn ... und: daß er es so auffassen würde, hätte ich nicht gedacht. Diese aus Gründen der Deutlichkeit nötigen Umschreibungen sind auch in der Schriftsprache ganz üblich. Sie dehnen sich aber auf Fälle aus, wo sie nicht nötig sind: ich würde es gern sehen, wenn ... und: daß es soweit kommen würde ... Diese Umschreibungen fallen oft nicht mehr auf; bisweilen wird durch sie eine Bedeutungsfärbung ausgedrückt, die der einfache Konj. nicht enthält; wir schreiben unbedenklich: er bedeutete uns, daß wir weiter singen möchten, obwohl wir dafür sehr wohl sagen könnten: daß wir weiter sängen. — Besonders häufig findet sich die Umschreibung, wenn wir bei einem starken Zeitwort zwischen zwei Formen der Vergangenheit des Konj. schwanken oder keine uns recht geläufig ist. Wir können sagen: schwömme und schwämme, verdürbe und verdärbe, stünde und stände, und wir wissen, daß die Formen mit ö und ü die älteren, die mit ä die jüngeren sind. Obgleich die älteren vielfach den großen Vorteil bieten, deutlicher zu sein als die jüngeren, so stehen sie doch so allein, daß sie zurückzutreten beginnen. Es widerfährt uns wohl einmal im Gespräch, daß sich die gewünschte Form nicht einstellen will, oder daß sie zu gelehrt klingt: dann greifen wir zu der bequemen Umschreibung. Statt: ich fürchtete, daß mir die ganze Ernte verdürbe (verdärbe), ich hoffte, er stünde (stände) noch an derselben Stelle, ich hätte nie geglaubt, daß er so gut schwömme (schwämme), sagt man: daß mir die ganze Ernte verderben würde, er würde noch an derselben Stelle stehn, daß er so gut schwimmen könnte. Wir sagen kaum noch: der Richter verlangte, daß wir den Eid schwüren, sondern: schwören sollten; nicht: niemand hatte erwartet, daß die Türken so schnell flöhen, sondern: fliehen würden. Dieses einfache

Verfahren, durch den Konj. von werden, sollen, wollen, mögen, dürfen zu umschreiben, ist entschieden im Vordringen.

Bei dem vielfachen Zusammenfall der Formen des Konj. und Ind. und der engen Berührung beider Zeitformen in der Bedeutung begreift sich eine weitere Entwicklung. Es dringt nämlich der Ind. vor, auch dann, wenn eine deutliche Bezeichnung des Konj. zur Verfügung steht. Vor allem geschieht das, wenn das Zeitwort des Hauptsatzes in der Gegenwart steht. Zwar sagen wir schriftsprachlich nie: er dachte, er hatte recht, wohl aber: er denkt, er hat recht; er glaubt, ich weiß von nichts. Ich habe ihm den Vorfall erzählt, damit er Bescheid wisse; unter uns ist niemand, der ihn persönlich kennte; wer auch kommen möge, ich bin nicht zu sprechen — alle diese Konjunktive sind schon seltener als die Indikative: damit er Bescheid weiß, der ihn persönlich kennt, wer auch kommt.

Bei einer so schwierigen und in starker Bewegung befindlichen Erscheinung läßt sich mit diesen wenigen Worten natürlich nur einiges andeuten; es muß uns genügen, zu erkennen, daß wir hier wirklich in einer Entwicklung stehen, und welches ihre ungefähre Richtung ist; daß also in der 2. und 3. Person der Einzahl der Konj. der Vergangenheit langsam vorzudringen scheint und daß die Umschreibungen und der Ind. um sich greifen. Die Mundarten gehen darin überall schon weiter; die meisten gebrauchen nur noch den Konj. der Vergangenheit, im Süden dagegen wird z. T. ebenso ausschließlich der der Gegenwart angewendet; ferner gewähren sie bald den Umschreibungen, bald dem Ind. größeren Raum als die Schriftsprache.

Wenn in dieser mehrere Möglichkeiten nebeneinander bestehen, so werden sie, wie schon angedeutet, mitunter zum Ausdruck feiner Bedeutungsunterschiede verwendet. Wenn wir in der guten Umgangssprache gewöhnlich nicht sagen: Was hülfe — auch nicht: Was hälfe es dir denn? sondern häufiger: Was würde (könnte) es dir denn helfen? so bleibt die ältere Form doch ein wertvolles Ausdrucksmittel der gehobenen, dichterischen Sprache. Gewiß könnten wir sagen: Was hälfe — oder: was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewänne? Aber das klänge nüchtern und prosaisch gegenüber dem feierlichen: Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne?

Wir haben gesehen, daß der heutige Gebrauch des Konj. sich zum großen Teile aus dem gegenwärtigen Formenbestande erklärt. Die ältere Sprache hatte ja überhaupt einen viel größeren Reichtum an Formen,

und so gab es im Ahd. noch fast für jede Person der Gegenwart und Vergangenheit starker und schwacher Zeitwörter eine besondere Form für Ind. und Konj. Im Mhd. ist, vor allem infolge der eingetretenen Veränderungen der Vokale in nebentonigen Silben (Abschwächung zu e und Wegfall), sowie durch gegenseitige Beeinflußung beider Zeitformen schon ein bedeutend vereinfachter Zustand herbeigeführt, aus dem sich schließlich unsre heutigen Verhältnisse entwickelt haben. Wir selbst beobachten augenblicklich ein weiteres Fortschreiten auf diesem Gebiete, nämlich das Zurücktreten der Konjunktivform in der 2. Person der Einzahl der Gegenwart, die noch bekannt, aber nicht mehr recht volkstümlich ist. — So hat auch im Satze das Übergreifen des Ind. auf das Gebiet des Konj. schon vor unsrer Zeit begonnen. Im Mhd. wird der Konj. in viel weiterem Umfange gebraucht als heute; der Unterschied wird uns deutlich werden, wenn wir die folgenden Sätze betrachten, in denen im Mhd. das Zeitwort gewöhnlich im einfachen Konj. stand: Tut mit mir, wie es euch gefällt; nun rate ich, was man tun soll; wir schicken Boten in das Land, die hier niemand bekannt sind; es ist meine Gewohnheit, daß man mich immer bei den Würdigsten findet; die Krone ist älter, als der König Philipp ist. Luther schreibt noch: Gott machte zwei große Lichter: ein groß Licht, das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere. Ferner: Nimm beide Testamente ... so wirst du sehen, wer in allen beiden der Dolmetscher sei; und: ich weiß nicht, ob man das Wort liebe [liebe Maria] auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge.

5. Ursachen der Sprachentwicklung.

Es wäre leicht, eine Reihe weiterer Anzeichen fortschreitender Entwicklung anzuführen, das Gesagte genügt aber, um erkennen zu lassen, daß auch unsre gegenwärtige Sprache nichts Festes, Unveränderliches ist.

Auf keinem Gebiete zeigt sich Stillstand, überall herrscht Bewegung und Leben. Wir reden nicht mehr wie Goethe, unsre Nachkommen werden anders reden als wir. Wer vom Wesen nicht nur der deutschen, sondern der menschlichen Sprache überhaupt eine richtige Vorstellung haben will, der muß sich vor allem über diesen Grundgedanken klar werden, daß sie sich beständig umwandelt. Und warum gehört Entwicklung notwendig zum Wesen der Sprache?

Sprache ist nicht denkbar ohne Menschen. Sie lebt nur, soweit sie von Menschen gebraucht wird. Die Menschen sind untereinander ver-

schieden, sie werden anders und andre, d. h. der einzelne ändert und entwickelt sich unaufhörlich, und neue Menschen treten fortwährend in die Sprachgemeinschaft ein; alle den Menschen betreffenden Verhältnisse gestalten sich beständig um — wie sollte es möglich sein, daß die menschliche Sprache sich gleich bliebe? Sie kann nur stehn bleiben, wenn niemand mehr sie spricht, wenn ein Volk ausstirbt oder seine Sprache zugunsten einer andern aufgibt.

Diese Feststellung, daß die Sprache sich deshalb entwickelt, weil sie von untereinander verschiedenen, sich entwickelnden und immer neuen Menschen gebraucht wird, läßt es sogleich begreiflich erscheinen, daß die Gelegenheit zu Änderungen sich am leichtesten bietet bei der Übertragung der Sprache von einem Menschen auf den andern, also bei der Spracherlernung des Kindes. Das Kind nimmt die Lautmasse mit dem Gehör auf und versucht, sie mit seinen Sprechwerkzeugen selbst wieder hervorzubringen; den Maßstab für die richtige Wiedergabe des Vorgesprochenen gibt ihm sein Ohr; außerdem wird das erzeugte Lautbild auch durch die Erwachsenen stets überwacht und verbessert. Dabei bildet sich in dem Kinde allmählich ein bestimmtes Gefühl aus für die Bewegungen seiner Sprechwerkzeuge, die zur Hervorbringung der verschiedenen Laute erforderlich sind, und dieses Bewegungsgefühl bildet die Grundlage seiner Aussprache. Im allgemeinen gelingt es dem Kinde, die Sprachlaute mit sehr großer Genauigkeit wiederzugeben; eine bis in die geringste Einzelheit vollkommene Übereinstimmung ist nicht zu erwarten, da weder das Kind ein Mittel hat, sein Bewegungsgefühl unbedingt nach seinem Gehörseindruck zu regeln, noch das Ohr der Erwachsenen so geschult ist, daß es jede winzige Abweichung wahrnähme. Der schnell verklingende Laut ist ja nichts Greifbares, es gibt ja keinen sicheren, unverrückbaren Maßstab, an dem jedermann ihn messen könnte.

Davon können wir uns eine sehr deutliche Vorstellung machen, wenn wir uns erinnern, wie schwer es uns fällt, beim Erlernen einer fremden Sprache uns eine richtige Aussprache anzueignen. Wir hören, wie der Laut, den der Ausländer spricht, von unserm deutschen Laut abweicht, und trotzdem gelingt es uns nicht leicht, ihn mit völliger Treue selbst hervorzubringen; das richtige Hören verbürgt noch nicht das richtige Nachsprechen. Ebenso führt der Ausländer in Deutschland einen hoffnungslosen Kampf um Erlangung der echt deutschen Aussprache, wenn ihm nicht eine besondere sprachliche Begabung oder sehr gründliche lautwissenschaftliche Kenntnisse zu Hilfe kommen. Das Kind erreicht zwar eine un-

endlich viel zuverlässigere Wiedergabe des Vorgesprochenen, aber es bleibt doch immer ein kleiner Spielraum, innerhalb dessen die Laute abweichen können. Dazu kommt, daß der Erwachsene dieselben Worte nicht immer gleich ausspricht, sondern bald langsam und deutlich, bald schneller und flüchtiger, in jeder Stimmung anders und endlich, daß das Kind nicht nur von einem Menschen sprechen lernt, sondern von mehreren, deren Aussprache natürlich auch nicht ganz gleich ist. Diese Abweichungen zwischen der Aussprache des jungen und des älteren Geschlechts sind immerhin oft so unbedeutend, daß sie keine praktische Bedeutung haben; sind sie bei den einzelnen Kindern verschiedener Art, so gleichen sie sich allmählich wieder aus. Aber der Keim zu einem Lautwandel ist damit gegeben. Finden sich diese winzigen Unterschiede bei einer großen Zahl von einzelnen und gehen sie alle in derselben Richtung, z. B. vom ī zum ei oder vom ū zum au, so daß die an sich unbedeutenden Abweichungen sich im Laufe der Zeit verstärken, so kann dabei ein wirklich stark verschiedener Laut herauskommen. Ein solcher Lautwandel geht natürlich nicht von heute auf morgen vor sich, sondern erfordert eine Reihe aufeinanderfolgender Geschlechter; gerade weil er sich aus einer großen Zahl fast unmerklicher Änderungen zusammensetzt, die sich über einen bedeutenden Zeitraum verteilen, gerade deshalb nehmen wir die Entwicklung nicht wahr und können sie also auch nicht aufhalten. Natürlich ergreift er ohne Rücksicht auf die Bedeutung denselben Laut überall, wo er auftritt. So ist jedes betonte mhd. ī und ū zu nhd. ei und au geworden, also mīn und hūs zu mein und Haus.

Die Sprechtätigkeit des Kindes beruht nicht ausschließlich auf Nachahmung des Gehörten. Wenn es dahin gelangt ist, eine gewisse Anzahl Zeitwörter zu kennen, sagen wir 20 oder 30, so ist es klar, daß es nicht von jedem einzelnen jede einzelne Form wirklich gehört und gemerkt hat. Das ist auch bei dem Erwachsenen, der eine sehr viel größere Anzahl Zeitwörter beherrscht, nicht der Fall; ebensowenig hat er jeden Kasus jedes ihm bekannten Hauptwortes, jeden Satz, den er spricht, auswendig gelernt. Sondern wem eine bestimmte Form bei einer größeren Anzahl von Wörtern vertraut geworden ist, z. B. macht, schreit, lacht, trinkt, der kann nach dem Muster dieser Formen die 3. Person der Einzahl der Gegenwart selbständig von Zeitwörtern bilden, bei denen er sie noch nicht gehört hat, etwa ruft, bringt, denkt, und zwar mit Hilfe von Verhältnisgleichungen dieser Art: schreit : schreien = x : rufen, woraus sich für x der Wert ruft ergibt. Bei solchen Analogiebildungen können

natürlich auch Fehler unterlaufen, es kann z. B. nach er macht: machen von schlagen er schlagt gebildet werden, nach machte schlagte, nach läßt: lassen von fassen fäßt, nach Bach: Bäche etwa Tag: Täge. Diese falschen Analogiebildungen sind in der Kindersprache überaus häufig. In der Regel werden sie durch den Einfluß der Erwachsenen beseitigt; manchmal aber halten sich die neugebildeten Formen neben den alten und können schließlich zur Alleinherrschaft durchdringen. Besonders häufige und zweckmäßige Gruppen prägen sich dem Sprachgefühl besonders stark ein und ziehen seltnere und alleinstehende Bildungen in ihren Kreis. So begreift sich das Vordringen der schwachen Beugung der Zeitwörter, des Umlauts und der Endungen -en und -er in der Mehrzahl der Hauptwörter. Zahllos sind die Formen unsrer Sprache, die ihre heutige Gestalt ursprünglich falschen Analogiebildungen verdanken, wir haben wiederholt davon gesprochen. Mit zunehmendem sprachlichem Wissen wird freilich stärker gegen derartige Änderungen angekämpft, allein sie stellen sich ja gerade da ein, wo unser Sprachgefühl nicht mehr sicher ist, und sie werden von dem, der sie gebraucht, meist nicht als solche erkannt; hauptsächlich bei seltenen Formen können im eifrigen Gespräch jedermann ohne Ausnahme falsche Analogiebildungen unterlaufen. Wenn sie sich nicht auf einen Menschen beschränken, sondern so nahe liegen, daß sie sich zugleich bei vielen einstellen, so ist damit die Möglichkeit des allmählichen Eindringens in die Schriftsprache gegeben; dann kommt einmal ein Zeitpunkt, wo die Mehrzahl der Sprachgenossen nicht mehr genau weiß, wofür sie sich entscheiden soll. Auch wenn uns bekannt ist, daß saugen ursprünglich stark ist, werden wir die Form saugte für sog unbedingt verdammen? Und können wir noch hoffen, sie mit Stumpf und Stil auszurotten? Ganz sicher aber wird niemand mehr die starken Formen säugst und säugt fordern, sondern ausschließlich die schwachen saugst und saugt gebrauchen. — Natürlich treten Analogiebildungen nicht nur bei der Wortbiegung, sondern auch sehr häufig bei der Wortbildung und im Satzbau auf. Sie wirken weniger allgemein als der Lautwandel, da sie immer nur einzelne Formen ergreifen. Während sich beim Lautwandel der Laut ohne Rücksicht auf die Bedeutung des Wortes, in dem er vorkommt, ändert, ist bei der Analogiebildung auch die Bedeutung von Wichtigkeit.

Beim Bedeutungswandel endlich bleibt die Lautgestalt dieselbe, jedenfalls hängt eine etwa eintretende Lautveränderung nicht damit zusammen. Kaum ein Wort ist wirklich eindeutig. Je nach dem Zusammenhange

treten verschiedene Eigenschaften in den Vordergrund. Betrachten wir z. B. das Wort Affe, dessen Bedeutung ganz einfach und klar zu sein scheint. Wenn wir aber von jemand sagen, er sei ein richtiger Affe, so liegt hier schon eine Abweichung vor, denn trotz des Beiwortes richtig denken wir gar nicht daran, ihn für den genannten Vierfüßler auszugeben, sondern uns schwebt nur die eine auffällige Eigenschaft des Affen vor, seine Eitelkeit und Putzsucht; nur dieser Sinn liegt zugrunde, wenn wir davon das volkstümliche Beiwort affig ableiten. Dagegen hat man an den Nachahmungstrieb des Tieres gedacht, als man nachäffen bildete. Von alters her gilt der Affe als Sinnbild des Narren; wenn sich daher jemand in der Trunkenheit so töricht benahm, als sei er vom Affen, vom Narren besessen, so sagte man: Er hat sich einen Affen gekauft. Unter äffen verstehen wir meist: wie einen Affen behandeln, d. h. zum Narren haben. Auch bei Äfferei oder Afferei denkt man gewöhnlich an die tollen Sprünge und närrischen Streiche des Affen, nur an die Schnelligkeit seiner Bewegungen bei affenartiger Geschwindigkeit. Die Häßlichkeit des Tieres veranlaßt die Bildung Affengesicht oder Affenfratze. Affenliebe geht auf seine große Zärtlichkeit gegenüber seinen Jungen, Affenkomödie auf seine schauspielerischen Gaben; der tadelnde Sinn beider Worte ist leicht zu verstehn. Da der Affe bei solchen Aufführungen mit komischer Zierlichkeit und Feinheit gekleidet ist, so begreifen wir, warum unsre blauen Jungen ihre kurze Sonntagsjacke im Scherz Affenjacke nennen. Da sich häufig eine große Menge Affen in einem kleinen Käfig befinden, so ist Affenkasten sowohl Bezeichnung für einen kleinen Raum wie für ein Haus mit sehr vielen Bewohnern. So haben die meisten Zusammensetzungen eine ungünstige Bedeutung, und das Wort konnte sich zu einem allgemeinen Verstärkungsbegriff mit vorwiegend tadelndem Beigeschmack herausbilden wie in Affenschande und ohne üblen Sinn in affenjung. Hiermit ist die tatsächliche Verwendung des Wortes nicht erschöpft; wir sehen, in wie mannigfacher Weise sich besondere Bedeutungen entwickeln können.

Dies wird uns noch deutlicher werden durch Betrachtung zweier andrer Beispiele. Die Grundbedeutung des Wortes Fahne ist Zeugstück. So konnte natürlich unter anderm auch das Stück Tuch genannt werden, das an eine Stange gebunden und einer Kriegsschar vorangetragen wurde. Bei der zunehmenden Wichtigkeit dieses Feldzeichens wird diese Bedeutung besonders häufig gebraucht und drängt die allgemeine zurück. Während wir in der Zusammensetzung Fahnenstange noch deutlich er-

kennen, daß nur der Stoff gemeint ist, wird schließlich auch das Unwesentliche, das aber immer damit verbunden ist, einbegriffen, nämlich die Stange; so z. B. in Fahnenträger. Da zu einer Fahne eine gewisse Anzahl Krieger gehörte, so konnte man auch sagen: Das Heer hat zwölf Fahnen oder Fähnlein, woraus sich dann für Fähnlein ganz von selbst die Bedeutung Kriegerschar ergab. Welche hohe Bedeutung für das Heer der Fahne schließlich beigemessen wird, zeigen Fahneneid und fahnenflüchtig. Nichts hindert, daß bei so fortschreitendem Bedeutungswandel der ältere Sinn sich in einzelnen Verbindungen erhält, wie wir es bei Fahnenstange eben gesehen haben. Noch heute gebrauchen wir Fahne oder Fähnchen von leichten oder abgetragenen Frauenkleidern. Allerdings kann dieser Sinn sich auch nachträglich aus dem heutigen wieder entwickelt haben: die Fahne flattert im Winde und wird, jedem Wetter ausgesetzt, leicht unansehnlich. — Das Wort Steuer bedeutet zunächst allgemein Stütze, dann Unterstützung (zur Steuer der Wahrheit); das kann auch eine Unterstützung durch Geld und Gut sein (Aussteuer, Beisteuer), also auch eine zu einem besondern Zwecke bewilligte freiwillige Abgabe an den Landesherrn, die sich allmählich in unsre regelmäßigen verbindlichen Abgaben verwandelt. Wer nur die einzelnen Wörter betrachtet, dem scheint der Übergang von Zeugstück zu Kriegerschar, der Zusammenhang zwischen Steuerruder und Steuern unbegreiflich — die Beobachtung der verschiedenen Verwendung dieser Worte macht die Übergänge klar. Der Bedeutungswandel kommt also dadurch zustande, daß ein Wort nicht bei jeder einzelnen Anwendung in seinem gesamten Bedeutungsinhalt, auch nicht stets in der üblichsten Bedeutung gebraucht wird, und daß die besondere Bedeutung im Laufe der Zeit die üblichste werden kann. Wandlungen der Anschauungen und Zustände spielen dabei vielfach eine wichtige Rolle, und so läßt die Geschichte unsres Wortschatzes oft einen reizvollen Einblick in die Kulturentwicklung des Volkes tun.

Es ist begreiflich, daß Worte auch völlig schwinden können, z. B. wenn die Dinge, die sie bezeichnen, verloren gehen, oder wenn für denselben Begriff mehrere Worte vorhanden waren; andre vergehen, weil man sich scheut, sie auszusprechen; das gilt von Bezeichnungen für Tod, Krankheit, gewisse Körperteile, körperliche Verrichtungen und Kleidungsstücke. Umgekehrt dringen mit neuen Begriffen neue Wörter ein, vornehmer scheinende drängen abgegriffene und unfeine ältere zurück; so hat in unsern Tagen der Kampf gegen die Warenhäuser die Folge gehabt, daß diese das fast verächtlich gewordene Wort aufzugeben und durch Kaufhaus

zu ersetzen beginnen. Aus dem der Allgemeinheit fast unbekannten Wortschatz der verschiedenen Standessprachen können Ausdrücke allmählich bekannt und in die Schriftsprache aufgenommen werden; so stammen Philister, fidel, Salamander, burschikos aus der Studentensprache, bärbeißig, naseweis, Wildfang, Kesseltreiben aus der der Jäger, foppen, schachern, Hochstapler, Kümmelblättchen aus der Gaunersprache. — Aus fremden Sprachen dringen Wörter ein, zunächst weil sich benachbarte Völker und überhaupt solche, die miteinander in Verkehr stehen, in gewissem Maße immer beeinflussen, besonders aber, weil gewöhnlich das eine Volk die Sprache des wichtigen Nachbarn lernt nnd seine zweisprachigen Angehörigen fremde Wörter auch in die Muttersprache einzumischen pflegen. So erklärt sich das massenhafte Eindringen französischer Wörter zu verschiedenen Zeiten unsrer Geschichte, so der Gebrauch zahlreicher englischer Ausdrücke in der Gegenwart; ebenso erwerben sich viele französische, aber nur wenige deutsche Wörter das Bürgerrecht im Englischen, da der Engländer viel häufiger Französisch lernt als Deutsch.

Die meisten sprachlichen Veränderungen vollziehen sich, ohne daß sich die Sprechenden darüber recht klar werden. Es gibt aber auch bewußte Einwirkungen auf die Sprache, etwa wenn ein Grammatiker bei schwankendem Sprachgebrauch durch sein Eintreten für die eine Erscheinung ihr zum Siege verhilft: so hat Adelung in der Schriftsprache die Verdrängung der umgelauteten Formen kömmst und kömmt durchgesetzt. Besonders häufig liegt dieser Fall auf dem Gebiete des Wortschatzes vor, wo Neuerungen oft auf einen einzelnen zurückgehen. Gelehrte haben neue Fachausdrücke in die Sprache ihrer Wissenschaft eingeführt, so Jakob Grimm die in der deutschen Grammatik heute unentbehrlichen Wörter Ablaut, Anlaut, Auslaut. Dichtern verdanken wir zahlreiche Neubildungen; durch Aufnahme mundartlicher Wörter bereichern sie die Schriftsprache (Frenssen, Rosegger); oft haben sie veraltete Ausdrücke neubelebt: Lessing schulden wir das dichterische Degen im Sinne von Held, Wieland die Wörter Hüne und Recke; im 19. Jahrhundert haben vor allem Uhland und Richard Wagner uns mancherlei altes Sprachgut wieder vertraut gemacht, man denke an Brünne, Ferge, birschen, Sippe. — Selten ist die völlige Neuschöpfung eines Wortes durch willkürliche Zusammensetzung von Buchstaben, wie sie bei dem Worte Gas vorliegt; in unsrer Zeit freilich tauchen ähnliche Bildungen im Geschäftsleben häufig genug auf: Tilit, Javol, Aka u. a. Hierher gehört auch die Schaffung neuer Wörter durch Abkürzung und Zusammenschreibung der Anfangsbuchstaben: D-Zug, Igeha,

Deka, Hakatisten, Bugra; die Lebensdauer solcher Neubildungen hängt von ihrer Wichtigkeit und Notwendigkeit ab, d. h. mit verschwindenden Ausnahmen (vielleicht D=Zug, Hakatismus) werden sie voraussichtlich sehr bald wieder vergessen werden.

Man darf nicht glauben, daß alle nicht gerade auf einen einzelnen zurückzuführenden Wandlungen sich stets im Kreise der gesamten Angehörigen der Sprachgemeinschaft vollzogen hätten. Wer die lebendige Sprache eines gebildeten Schweizers oder Niederdeutschen vom Jahre 1500 mit der ihrer heutigen Nachkommen vergleichen könnte oder, da dies unmöglich ist, ein schweizerisches oder niederdeutsches Buch aus jener Zeit mit einem Bande Keller oder Storm zusammenhält, der kann, wenn er die Geschichte unsrer Muttersprache nicht genügend kennt, wohl auf den Gedanken kommen, die außerordentlichen Unterschiede durch natürliche Weiterentwicklung erklären zu wollen. Wir wissen, daß er sich dabei auf falschem Wege befände. Das Schweizerische und Niederdeutsche von 1500 hat sich nicht allmählich zu unserm heutigen Deutsch entwickelt, sondern die Schweizer und Niederdeutschen haben für die Schrift und meist auch für die gebildete Umgangssprache ihre Mundart aufgegeben und die Gemeinsprache angenommen. Dieser Einfluß, der sich hier im großen zeigt, ist im einzelnen überall wirksam gewesen. Wie alle miteinander verkehrenden Menschen sich unaufhörlich sprachlich beeinflussen, so auch benachbarte oder in regem Verkehr stehende Landschaften; so wird oft eine Änderung, die sich nur auf einem kleinen Gebiete vollzogen hat, auf ein andres oder andre übertragen, wo sie nicht eingetreten ist, besonders wenn das erstere überwiegenden Einfluß auf letztere ausübt. Ja, die wenigsten Wandlungen unsrer Sprachgeschichte haben sich in dem ganzen Gebiete herausgebildet, immer finden sich Mundarten, die auf dem alten Standpunkte stehn geblieben sind oder eine andre Entwicklung eingeschlagen haben; mitunter hat die Schriftsprache Veränderungen nicht mitgemacht, von denen die meisten Mundarten ergriffen worden sind, so daß manche der in ihr herrschenden Erscheinungen fast allen Mundarten fremd sind. So hat sich die Diphthongierung der alten ī, ū, ǖ zu ei, au, eu (äu) (mīn, hūs, vriunt zu mein, Haus, Freund) zunächst nur im Südosten vollzogen und sich dann von hier im Süden und in der Mitte Deutschlands verbreitet; in den Mundarten Niederdeutschlands und eines Teiles des Südwestens ist sie selbst heute noch nicht durchgeführt, hier gelten noch die Formen min, Hus, Fründ. Der schriftsprachliche Zusammenfall dieser neuen Diphthonge ei, au, eu (äu) mit den

alten (allein, Baum, Bäume) kommt wohl in keiner Mundart vor, wie es der Leser an der ihm vertrauten feststellen mag. Das in der Schriftsprache regelmäßig vorhandene -e in Sonne, Liebe, Stimme ist weder in niederdeutschen noch oberdeutschen Mundarten erhalten; der Genetiv ist, wie erwähnt, mundartlich kaum noch bekannt.

Die angeführten Ursachen der Sprachentwicklung werden ihrer Natur nach immer wirksam bleiben. Wir müssen den Gedanken zurückweisen, daß es denkbar, vielleicht gar etwas Höheres, unsrer heutigen Gesittung und sprachlichen Bildung Würdigeres sei, zu einer endgültigen Festlegung, einer vollständigen Unveränderlichkeit der Sprache zu gelangen. Um in dieser Frage zu völliger Gewißheit zu gelangen, wollen wir uns zum Überfluß noch klar machen, wodurch eine solche Unbeweglichkeit zu erreichen wäre. Es müßte zuerst eine bis in jede Einzelheit unverrückbare Richtschnur für das Gesamtgebiet der Sprache gegeben werden, nicht nur für Aussprache, Formen, Wortschatz und Satzlehre im allgemeinen, sondern auch für jede denkbare Verbindung der Sprachformen untereinander; offenbar dürfte niemand einen Satz schreiben, der nicht schon mindestens in seinen Grundzügen festgelegt wäre. Ein ungeheures Aufgebot staatlicher Macht wäre nötig, die Sprache, zunächst soweit sie gedruckt erscheint, zu überwachen, es müßte eine sprachliche Aufsicht von unnachsichtlicher Strenge eingeführt werden; die Hunderttausende von Aufsehern dürften selbstverständlich in keinem einzigen Punkte verschiedener Meinung sein. Jedes Buch müßte vor dem Erscheinen sorgfältig untersucht werden, damit kein Schriftsteller etwa ein neues Wort bilde, einen mundartlichen Ausdruck einschmuggle, eine kühne Satzbildung wage. Natürlich müßte auch jede Zeitungsnummer genau geprüft werden, überall könnte sich ja das Gift der Neuerung einschleichen. Um dies völlig zu verhindern, muß strengstens verboten werden, daß auf irgendeinem Gebiete etwas Neues eingeführt werde, denn dies würde ja auf alle Fälle Veränderungen im Wortschatz herbeiführen, sei es ein neues Wort oder einen neuen Sinn für ein altes; niemand darf einen neuen Gedanken aussprechen, jeder muß gezwungen werden, genau so zu denken, wie man bisher gedacht hat. Damit anderseits kein Wort der Sprache verloren gehe, muß geboten werden, gewisse seltene Worte, die gefährdet sind, mit bestimmter Häufigkeit anzuwenden.

Die Regelung und Überwachung hätte sich aber ebenso sehr auch auf die mündliche Rede zu erstrecken. Kein andres Mittel, als daß jeder der Belauerer seines Nächsten würde und rücksichtslos jeden Verstoß bei der

Sprachpolizei anzeigte. Alle Mundarten werden abgeschafft; da sie die die Sprache beeinflussen, ohne daß der Sprechende es merkt, so wird befohlen, nicht nur, daß niemand sie mehr braucht, sondern auch, daß er sie mit allen ihm selbst unbewußten Eigenheiten und Feinheiten vergißt. Damit alle Laute stets den vorgeschriebenen Klang haben, muß für jeden einzelnen die Art der Hervorbringung, Zungenstellung, Lippenöffnung usw. aufs genauste festgesetzt und jedermann lautwissenschaftlich so weit ausgebildet werden, daß er diese Dinge wirklich in seiner Gewalt hat.

Am tatkräftigsten wäre gegenüber dem aufwachsenden Geschlecht vorzugehn. Da Eltern und Kindermädchen sprachlich viel zu ungebildet sind, so müßten alle Kinder von staatlich ausgebildeten Erziehern und Erzieherinnen umgeben werden, denen allein das Recht zustünde, mit ihnen zu sprechen, und die unerbittlich schon beim Wickelkinde darauf hielten, daß es jedes vorgesprochene Wort richtig nachspricht. In der Schule würde in allen Fächern die sprachliche Unterweisung in den Vordergrund treten, aber auch in den Pausen und auf dem Schulwege müßten die Schulkinder streng beobachtet werden, damit sie sich auch nicht einen Augenblick gehn lassen könnten. Es müßte ... doch Scherz beiseite! Wir sehen, ein völliges Aufhalten der Sprache ist unmöglich. Zwar entwickelt sich eine Sprache nicht zu allen Zeiten gleich stark und schnell, aber ein dauerndes Gleichbleiben wäre nur bei einem gänzlichen Stillstand aller menschlichen Entwicklung denkbar, bei einem so völligen Stillstande, wie er nie eingetreten ist und nie eintreten kann — es ist nur denkbar, wenn die Sprache nicht mehr gebraucht wird, wenn sie aufgehört hat zu leben. Was wir tote Sprachen nennen, wie das Lateinische und Griechische, das sind nur frühere Sprachzustände, die heute nicht mehr lebendig sind, ebenso wie unser Ahd. und Mhd., ja im Grunde ebenso wie die Sprache Goethes. Zwar werden wir diese letztere nicht tot nennen, weil sie uns zum größten Teile noch geläufig ist; aber als Ganzes ist sie doch nicht mehr lebendig, wird sie von niemandem mehr gebraucht. Das klassische Latein und Griechisch zeigen ebenso wie jede andre Sprache Spuren früherer und Ansätze zu künftiger Entwicklung, beide haben sich unter den verschiedensten Einflüssen weiter entwickelt zu den romanischen Sprachen und dem Neugriechischen. Wenn man im Mittelalter und später versucht hat, das tote Latein als lebendige Sprache zu gebrauchen, als Umgangssprache der Gelehrten, so unterlag es nationalen Einflüssen, die der Sprechende ausübte, und wurde, mindestens in der Aussprache, zu einer Art Deutsch-

latein oder Italienischlatein oder Französischlatein usw. Wenn es als Sprache der Wissenschaft bis in die neuere Zeit gebraucht wurde, so wurde es notwendig mit Neubildungen durchsetzt — in beiden Fällen also entwickelte es sich weiter. Wenn man in unsern Tagen gemeint hat, das Latein zur Weltsprache machen zu können, so wäre das nach den ungeheuren Fortschritten der Kultur und besonders der Naturwissenschaften nur möglich durch Einführung einer außerordentlich großen Zahl von neuen Wörtern, und dann wäre es eben nicht mehr das klassische Latein, sondern ein lebendiges Neulatein, das sich auch ferner entwickeln würde.

II. Sprachrichtigkeit.

Die festeste Überzeugung von der Natürlichkeit und Unabwendbarkeit der Sprachentwicklung kann nicht verhindern, daß uns die Anwendung dieses Gedankens auf die gegenwärtige Sprache ein recht unbehagliches Gefühl erweckt, weil er mancher uns geläufigen und lieb gewordenen Anschauung widerspricht. Für die Vergangenheit ist, wie wir schon sagten, die Sachlage ganz einfach; alle früher eingetretenen Veränderungen, die so klar und abgeschlossen vor uns liegen und uns vertraut sind, erscheinen uns natürlich und begreiflich, es sind wissenschaftliche Tatsachen, die wir mit der allem geschichtlich Gewordenen gebührenden Ehrfurcht hinnehmen. Es kommt uns nicht in den Sinn, die Frage aufzuwerfen, ob wir diese Tatsachen anerkennen, ob wir uns mit ihnen abfinden — wir müssen selbstverständlich anerkennen und uns abfinden. Wer von uns verlangte, wir sollten jede 3. Person der Mehrzahl der Gegenwart des Indikativs wieder mit -t oder -d bilden, also: sie gebent, machend, den würden wir einfach auslachen, wenn er uns auch noch so scharf bewiese, daß der Buchstabe eigentlich an diese Stelle gehöre, wie ja die Form sind zeige, und daß er nur durch den Einfluß andrer Formen ohne jeden zwingenden Grund beseitigt worden sei. Ebenso eitel wäre sein Bemühen um Wiedereinführung der ursprünglich allein berechtigten Formen: ich nimm, ich gib, für: ich nehme, gebe oder irgendeiner andern der heutigen Sprache fremd gewordenen Erscheinung.

Anders stehen wir gegenüber sprachlichen Wandlungen in der Gegenwart. Wir sind alle bestrebt, ein grammatisch richtiges Deutsch zu sprechen und zu schreiben — was wird aus dieser Richtigkeit, wenn sich fortwährend Änderungen vollziehen, wenn etwas offenbar Richtiges aufhören kann, richtig zu sein, und das bisher Falsche an seine Stelle treten kann? Ist die Grammatik nicht dazu da, die Regeln zu geben, nach denen sich

die Sprache zu richten hat? Lernen wir nicht in der Schule, Richtiges und Falsches streng zu unterscheiden? Bedeutet der Entwicklungsgedanke nicht einen außerordentlichen Verlust an Spracheinheit und Sprachreinheit? Diese Fragen drängen sich jedem auf, dem die Zukunft unsrer Muttersprache am Herzen liegt.

1. Mundart und Schriftsprache.

Wir wollen zunächst feststellen, daß die entstehende Unsicherheit nicht so schlimm ist, als es auf den ersten Blick scheinen könnte. In jedem Zeitpunkte der Entwicklung ist der größte Teil der Spracherscheinungen unzweifelhaft fest. Greifen wir aus einem beliebigen Buche den ersten besten Satz heraus, so finden wir, daß die meisten seiner Bestandteile keinem uns bedenklich scheinenden Schwanken unterliegen. In dem Satze: Es ist heute schönes Wetter, können wir statt ist nicht etwa hat, sind oder seid einsetzen, statt schönes nicht schöne oder schöner. Wohl könnten wir schön und heut sagen, für es ist 's ist, wir könnten die Wortstellung mannigfach ändern, aber das alles ist unter gewissen Umständen erlaubt, geschieht gewissen Regeln gemäß und verleiht wohl gar dem Sinne jedesmal eine besondere Färbung; daß wir so verschiedene Ausdrucksmöglichkeiten haben, erscheint uns nicht als Schade, sondern als schätzenswerter Vorteil. Die an sich zahlreichen Ansätze zur Weiterentwicklung sind unbedeutend gegenüber dem Sprachganzen; die Entwicklung geht so langsam vor sich, daß die meisten Spracherscheinungen eine feste Form zeigen.

Die Sprache gehorcht in jedem Augenblick bestimmten Regeln und zeigt nur dem aufmerksamen Beobachter an einigen Stellen, daß sie nicht in allem starr ist. Diese Regeln herauszufinden und zusammenzustellen, ist die Aufgabe der Grammatik: eine Regel gilt also nicht, weil der Verfasser der Grammatik sie für gut und richtig hält, sondern weil die Sprache selbst ihr gehorcht, d. h. weil die Angehörigen der Sprachgemeinschaft sie befolgen. Daher bietet die deutsche Grammatik zu jeder Zeit ein andres Bild, sie war um 1200 anders als 300 Jahre vorher, sie war zu Luthers Zeiten wiederum anders und wird in 100 Jahren nicht mehr ganz so sein wie heute. Wir lernen die Sprachregeln zumeist nicht aus Lehrbüchern, sondern durch den Gebrauch, und nur insoweit, als das Kind, das zur Schule kommt, sie noch nicht kennt, nur insoweit muß es sie lernen; es lernt seine Muttersprache nicht annähernd in der Weise wie eine fremde Sprache. Wenn nun die Sprache, also die Mehrzahl der Sprechenden und Schreibenden, aufhört, gewisse Regeln zu befolgen, so kann keine

Grammatik, die sie noch enthält, für uns maßgebend sein, wir erkennen vielmehr, daß das Buch auf einem veralteten Standpunkte stehn geblieben ist. Sobald aber einmal die Schriftsprache der Entwicklung nachgegeben hat und wir das Neue auch in der Schule als das Richtige kennen gelernt haben, so sieht es gar nicht mehr wunderlich und falsch aus. Viele Dinge stehen übrigens gar nicht in der Grammatik, nämlich Aussprache und Wortschatz, in der Schulgrammatik gewöhnlich auch die Satzlehre nicht, und Änderungen auf den beiden ersten Gebieten fallen uns kaum auf und erscheinen nicht als schädlich. Die Aussprache pflegt sich so allmählich zu ändern, daß wir den Wandel fast gar nicht wahrnehmen; im Wortschatz stören uns meist nur kühne Neubildungen — wirklich auffällig aber sind Änderungen in Formen und der Satzbildung, wo ein Neues neben ein uns vertrautes Altes tritt und es verdrängen will. Wir sehen die Notwendigkeit nicht ein, weshalb es anders werden soll, als wir es gewöhnt sind, und wir wehren uns nach Kräften. Aber die Sprache, die wir sprechen, enthält zahllose Erscheinungen, die auf dieselbe Weise zustandegekommen sind, nämlich durch Verdrängung von Altem durch Neues, ohne daß ein unbedingter logischer Zwang dazu vorlag. All die Ergebnisse dieser früheren Entwicklungen scheinen uns gut, ja das einzig richtige; offenbar nicht deshalb, weil wir den Gang der Entwicklung für den allein richtigen halten, denn wir kennen ihn meist nicht, sondern nur weil uns der heutige Sprachzustand geläufig ist. Also wir billigen alles, was durch Veränderungen in früherer Zeit entstanden ist, ohne Rücksicht darauf, ob die Art der Entwicklung zweckmäßig war; wir mißbilligen alles, was in der Gegenwart anders werden will, ohne Rücksicht darauf, ob die Art der Entwicklung zweckmäßig ist. Das ist mindestens nicht folgerichtig gehandelt.

Wenn wir als bei Vergleichung ungleicher Begriffe für allein richtig halten, so denken wir nicht daran, daß als hier nicht das ursprüngliche, das einzig denkbare Wort ist, daß wir es nicht gebrauchen, sondern für falsch halten würden, wenn frühere Zeiten sich nur kräftig genug gegen die Verdrängung von denn durch als gewehrt hätten; sondern im allgemeinen bestimmt uns kein tieferer, kein wissenschaftlicherer Grund, als daß wir es so gewöhnt sind. Mit unserm Eintreten für als erkennen wir die ältere Entwicklung an; dies bleibt aber nur eine theoretische Anerkennung, wenn wir nicht einsehen, daß Entwicklung nicht nur gestern, sondern auch heute und morgen möglich ist. Die vollständige Anerkennung besteht natürlich nicht etwa darin, daß wir nun nie mehr als,

sondern stets wie gebrauchen; wir müssen nur die Möglichkeit zugeben, daß ebenso wie denn durch als verdrängt worden ist, auch als einmal ersetzt werden kann. Wenn wir also bei guten Schriftstellern Belege für wie finden, so wollen wir nicht hochmütig feststellen, daß sie kein Deutsch können; wenn aufmerksame Beobachtung das Vordringen von wie auch in der gesprochenen Sprache der Gebildeten zeigt, so haben wir kein Recht mehr, es als groben grammatischen Fehler zu bezeichnen. In der Schriftsprache herrscht als noch durchaus, wir werden es also für die gewählte Sprache unbedingt vorziehen; was erforderlich ist, ist ein wenig Duldsamkeit dem Neuen gegenüber. Während eines solchen Kampfes, wie er gegenwärtig zwischen als und wie tobt, gibt es immer ganz besonders schwierige Grenzfälle. So kann man wohl gebildete Deutsche mit dem größten Eifer darüber streiten hören, ob drei Mal so groß als oder drei Mal so groß wie richtig sei; der eine hält sich unbedingt daran, daß auf so sich wie beziehen müsse, der andre weist darauf hin, daß drei Mal so groß offenbar größer bedeute, so daß nur als gebraucht werden könne. Schon die Tatsache, daß unter Gebildeten eine ernstliche Meinungsverschiedenheit darüber bestehn kann, beweist, daß unser Sprachgefühl nicht sicher ist, und das Streben, trotzdem zu einem unbedingten Richtig oder Falsch zu gelangen, erklärt sich nur aus einem Verkennen der Entwicklung. Solange die Sprache sich nicht völlig zweifellos für das eine oder andre entschieden hat, ist für ein schroffes Werturteil kein Platz, und niemand hat das Recht, seinen persönlichen Geschmack zum Gesetz für den Sprachgebrauch der Allgemeinheit zu machen.

So ist auch Duldung nötig in Fällen wie den Dativen Tage: Tag, bei buk: backte, gewoben: gewebt. Wer sich in die Geschichte unsrer Muttersprache vertieft hat, der pflegt eine sehr begreifliche Vorliebe für deutliche Endungen und die schönen starken Zeitwörter zu hegen. Das braucht aber kein Grund zu sein, die Weiterentwicklung der Sprache für schädlich zu halten. Die starken Formen sind schöner, die schwachen einfacher und praktischer. Das Ahd. mit seinen vollen Formen und zahlreichen starken Zeitwörtern ist doch viel ärmer als die Sprache Goethes. Die Entwicklung verläuft nun einmal so, daß neben der Steigerung der Ausdrucksfähigkeit und des geistigen Gehalts einer Sprache im großen und ganzen eine Verminderung der Formschwierigkeiten einhergeht, und zwar nicht nur im Deutschen. Im allgemeinen kann man mit einer solchen Entwicklung wohl zufrieden sein, sie läßt sich aber auch durch Unzufriedenheit mit ihr nicht aus der Welt schaffen. Übrigens kann man sich

leicht täuschen, wenn man in jedem Falle die starke Form für alt und echt hält. Wem gewebt als Entartung erscheint, der bedenkt nicht immer, daß auch in gewoben nicht mehr die alte Form vorliegt, sondern daß hier schon eine Übertragung aus der Vergangenheit erfolgt ist; eigentlich sollte das Partizip geweben heißen (wie verwegen neben verwogen); auch der glühendste Verehrer der starken Abwandlung wird nicht mehr wibt sagen, sondern webt. Man möchte wetten, daß die Formen schund, geschunden alt seien, und doch war schinden ursprünglich schwach; ebenso sehr ist Vorsicht angebracht bei der Beurteilung von wiegen und wägen, über deren eigentliche Art unser heutiges Sprachgefühl keine Auskunft gibt. Anderseits darf auch die Tatsache, daß fragen eigentlich schwach ist, uns nicht veranlassen, frägst und frug ohne weiteres als falsch abzutun. Daß auch hier die persönliche Sprachgewohnheit das Urteil stark beeinflußt, ergibt sich daraus, daß die Verteidiger der Form frug hauptsächlich Norddeutsche sind, während die Süddeutschen, denen nur fragte geläufig ist, die starke Bildung verwerfen. Entscheidend kann auch hier nur der vorherrschende Sprachgebrauch sein, und da läßt sich vielleicht ein Zurückdrängen von frägst und frug erkennen, aber sicher keine endgültige Verdrängung.

Wir sehen, es ist praktischer und gründlicher, bei offenbarem Schwanken des Gebrauchs mit der Anwendung der Wörter richtig und falsch vorsichtig zu verfahren. Können wir aber nicht die eine der beiden streitenden Erscheinungen dadurch als unrichtig erweisen, daß wir sie als ausgesprochen landschaftlich erkennen? Dies ist der Fall mit dem Dativ nach wegen; in der Schriftsprache ist heute allein der Genetiv erlaubt. Wir wissen jedoch, daß der Dativ in der Literatur vereinzelt vorkommt, in der Umgangssprache sehr häufig ist und daß es sich um eine sehr begreifliche und folgerichtige Entwicklung handelt. Die Anerkennung in der Schriftsprache fehlt ihm allerdings, aber anderseits kann die natürliche Sprechweise vieler Millionen Deutscher doch nicht undeutsch, nicht falsch sein? Wenn wir daher feststellen, daß wegen mit dem Genetiv schriftsprachlich, mit dem Dativ landschaftlich und auch umgangssprachlich ist, so treffen wir den wirklichen Sachverhalt besser, wir stellen fest, ohne zu urteilen. Ist nun aber nicht alles Mundartliche als solches verwerflich, mindestens minderwertig? Sicher ist dies: wenn jeder mundartliche Gebrauch in der Schriftsprache erlaubt sein sollte, dann hörte die Einheit der Schriftsprache auf, dann kämen wir fast auf den früheren Zustand zurück. Im Mittelalter verstand man oberdeutsche Bücher

in Mittel- und Norddeutschland und umgekehrt nur sehr unvollkommen; auch heute noch verstehen sich ja der Bayer und der Schleswig-Holsteiner, die nur ihre Mundart kennen, so gut wie gar nicht. Erst das allmähliche Durchdringen der Schriftsprache, zu der es schon in mhd. Zeit Ansätze gegeben hat, ermöglichte gegenseitiges Verstehn in Schrift und Wort. Deshalb hat die Schriftsprache, obgleich sie jünger ist, eine unendlich größere Bedeutung als jede, auch die wichtigste und anziehendste Mundart.

Aber wir würden den Mundarten nicht gerecht werden, wenn wir uns mit dieser allgemeinen Feststellung begnügten. Sprache ist etwas Gesprochenes, ist ohne Menschen nicht möglich. Auch die Schriftsprache kann von wirklich gesprochener Sprache nicht völlig losgelöst, kann nicht etwas turmhoch über allem Mundartlichen Schwebendes sein. Sie muß sich auf eine wirkliche Sprechweise gründen, sie ist nichts von der Mundart Wesensverschiedenes. Unsre Schriftsprache beruht auf der obersächsischen Mundart, die, hauptsächlich durch die Bedeutung der Bibelübersetzung und sonstigen Schriften und Dichtungen Luthers zur Schriftsprache erhoben, bald im Norden und gegen Ende des 18. Jahrhunderts endgültig auch im Süden zur Herrschaft gelangt ist. Aber sie ist nicht rein obersächsisch, sondern enthält auch zahlreiche Bestandteile und Eigentümlichkeiten andrer Mundarten. So stützt sich jede Schriftsprache, auch die englische, französische, italienische, auf die Mundart einer kulturell, politisch, wirtschaftlich hochstehenden Landschaft, die das Übergewicht über die andern erlangt hat. In der Schriftsprache entwickeln sich Wortschatz und Ausdrucksmöglichkeiten natürlich sehr viel reicher und schneller als in den Mundarten, da in ihr alle Fortschritte auf geistigem Gebiet in Worte gefaßt werden. Durch zahlreiche Neubildungen kann allen Bedürfnissen der Kunst und Wissenschaft genügt werden. So rühmt 1652 der treffliche Niederdeutsche Lauremberg in einer oft angeführten Stelle seines vierten Scherzgedichts, daß seine niederdeutsche Muttersprache immer beständig und fest bleibe, während sich das Hochdeutsche alle 50 Jahre verändere, so daß man in alten Büchern kaum drei Zeilen verstehn könne. Wenn er sich auch in bezug auf die Unveränderlichkeit seiner Mundart täuscht, so hat er doch darin recht, daß sich die Schriftsprache sehr viel stärker entwickelt. Daher lassen sich jetzt in dieser die schwierigsten wissenschaftlichen Gegenstände behandeln, aber durchaus nicht in der Mundart Fritz Reuters; die Mundart verfügt zwar über einen großen Schatz von anschaulichen Bezeichnungen für sinnlich wahrnehmbare Dinge, besonders des täglichen Lebens, aber es fehlt ihr an All-

gemeinbegriffen, wie sie sich in der Schriftsprache herausgebildet haben. So erhebt sich die Schriftsprache durch ihren Reichtum, ihre Ausdrucksfähigkeit und durch ihren größeren Geltungsbereich über alle Mundarten, sie wird zum Sinnbild nationaler Einheit, wie sie die Vorbedingung für die Einigung unsres Volkes gewesen ist.

In andrer Beziehung entwickelt sie sich langsamer, nämlich auf dem eigentlich grammatischen Gebiete. Da sie nicht den Wandlungen jeder einzelnen Mundart folgen kann, so bewahrt sie bisweilen Erscheinungen, die aus allen Mundarten verschwunden sind; da sie grammatisch genau festgelegt ist, so zeigt sie überhaupt große Zurückhaltung gegenüber jeder grammatischen Änderung. Trotzdem dringt schließlich doch das meiste von dem durch, was in der gesprochenen Sprache allgemein geworden ist, denn die Schriftsprache kann weder ihren Ursprung in der Mundart noch ihren dauernden Zusammenhang mit ihr verleugnen.

Es gibt keine scharfe Scheidung zwischen Schriftsprache und Mundart; zwischen beiden steht die Umgangssprache, die sich ebenfalls nach keiner von beiden Seiten schroff abgrenzen läßt. Im vertraulichen Verkehr sprechen wir stärker mundartlich als in feierlicher Rede, und so gibt es viele Abstufungen zwischen Mundart und Schriftsprache. In jeder Gegend unsres Vaterlandes gebraucht auch der Gebildete eine große Anzahl mundartlicher Wörter und Ausdrucksweisen, meist ohne es zu wissen; dem Fremden aber fallen sie sofort auf. So wird für das mitteldeutsche und schriftsprachliche Fleischer landschaftlich ausschließlich Metzger, Selcher, Schlachter gesagt, so stehen nebeneinander Sahne, Rahm, Schmand, Flott, Obers, so gibt es viele mundartliche Bezeichnungen für einzelne Fleischerwaren, für verschiedene Arten Gebäck, für Geräusche und zahlreiche andre Begriffe des täglichen Lebens. In Hamburg fragt man: Was ist die Uhr? In Leipzig: Wie spät ist es? In München: Wieviel Uhr ist denn? — Oft bewirkt gerade die Tatsache, daß jede Mundart ein andres Wort hat, daß die Gemeinsprache keins von allen gebraucht, weil keins auf einem genügend großen Gebiete bekannt ist. Dann hilft sie sich wohl mit einem allgemeineren Ausdruck wie Schnitte Brot für Stulle, Bemme, Hausbrot, der uns durch seine größere Verständlichkeit und Geltung für seine Farblosigkeit entschädigen muß. Zuweilen fehlt es ihr an einem Worte, und wir kommen in Verlegenheit, wenn wir das betreffende Ding schriftsprachlich bezeichnen wollen, da wir genau wissen, daß der uns geläufige Ausdruck mundartlich ist. Das bei der Jugend so beliebte Gleiten auf einer spiegelblanken Schnee- oder Eisbahn heißt

u. a. glandern, gländern, glennern, glänern, schusseln, schlittern, schurren, schlüren, glitschen, kascheln — welches aber ist das schriftsprachliche Wort? — Natürlich findet sich manche mundartliche Ausdrucksweise auch in der Literatur. Daß Rosegger und Frenssen eine stark mundartlich gefärbte Sprache schreiben, ist bekannt, aber selbst ein Dichter wie Hebbel, der mit der größten Sorgfalt bemüht war, nur die klassische deutsche Dichtersprache zu gebrauchen, selbst bei Hebbel lassen sich mundartliche Eigentümlichkeiten nachweisen. Es gibt vielleicht keinen einzigen großen deutschen Schriftsteller, der sprachlich völlig mundartfrei wäre. Oft werden auf diese Weise neue Wörter für die Schriftsprache gewonnen, was im allgemeinen als eine erfreuliche Bereicherung angesehen wird. Überhaupt bedarf die Schriftsprache, um nicht starr und gekünstelt zu werden, einer aus dem klaren Mundartquell geschöpften Auffrischung, und gerade die Sprache unsrer größten Sprachkünstler, Luthers und Goethes, verdankt einen großen Teil ihrer Anschaulichkeit, Frische und Wirksamkeit der Mundart; auch der Erfolg der Reden Bismarcks beruht z. T. auf ihrem natürlichen, mundartlichen Satzbau.

Mundartlicher Gebrauch kann also, wenn er durch eine große Persönlichkeit gestützt wird oder über einen sehr großen Teil des Sprachgebietes verbreitet ist, gemeindeutsch werden; ja, die meisten Sprachveränderungen sind nicht anders zu verstehn, als daß sie sich zuerst beim ungezwungenen mundartlichen Gebrauch der Sprache ausgebildet haben. In ernstlich zweifelhaften Fällen dürfen wir daher, auch wenn wir uns nachdrücklich für die schriftsprachliche Bildung entscheiden, nicht vergessen, daß das Neue nicht schon deshalb schlechter ist oder weniger Aussicht hat durchzudringen, weil es mundartlich ist. Wir dürfen es nicht, wenn wir nicht ungerecht sein wollen gegen die Mundart, die nicht nur älter und wissenschaftlich ebenso wertvoll, sondern auch für das Leben der Gemeinsprache fast unentbehrlich und nicht scharf von ihr zu trennen ist. Es ist ein natürliches, berechtigtes Gefühl, daß wir die eigne Mundart lieben; daß wir nicht sie allein kennen, sondern zu möglichster Beherrschung der Schriftsprache zu gelangen suchen, ist ein unumgängliches Erfordernis nationalen Sinnes und höherer Bildung; daß wir in demselben Maße, in dem die Schriftsprache für uns an Bedeutung gewinnt und die Mundart zurücktritt, diese als etwas Niedriges und Verächtliches zu betrachten beginnen, das ist ein Zeichen sprachlicher Verbildung.

Eine Schwierigkeit ist noch vorhanden. Müssen wir nicht zugeben, daß die Mundart und mundartliche Wörter sehr viel weniger fein, ja

oft geradezu unfein und gemein klingen? Zweifellos haben wir oft diese Empfindung. Wir werden aber etwas bedenklich, wenn wir uns erinnern, daß eine vielen Leuten als besonders niedrig und komisch geltende Mundart, wie das Obersächsische, die Grundlage unsrer Schriftsprache bildet und bis fast zum Ausgang des 18. Jahrhunderts als das feinste und zierlichste Deutsch erschien. Und dabei ist es sicher, daß die Gebildeten sich früher viel weniger als heute über die Abweichung ihrer heimischen Sprache von der Gemeinsprache klar waren, d. h. daß der gebildete Leipziger von damals ein sehr viel stärker mundartliches Deutsch sprach als der heutige. Wenn noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts die feinsten Kreise Hamburgs und der Schweiz untereinander regelmäßig ihre Mundart sprachen, so hatten sie trotz ihrer feinen Bildung nicht den Eindruck, daß ihre Sprache häßlich und niedrig sei. Tatsächlich kommt den allgemeinen Werturteilen über Mundarten („ein greulicher Dialekt", „kein Mensch kann das schreckliche Gestammel verstehn", „klingt furchtbar komisch" usw.) kein wissenschaftlicher Wert zu — ob sie alt oder in jüngerer Zeit eingedrungen sind, sie haben immer ihre Daseinsberechtigung und ihren Wert. Bei der sächsischen fallen uns gerade wegen ihrer nahen Verwandtschaft mit der Schriftsprache die Abweichungen von dieser auf Schritt und Tritt auf, daher erscheint sie besonders fehlerhaft und komisch; oberdeutsche und niederdeutsche Mundarten dagegen weichen stärker ab, der Vergleich mit der Schriftsprache drängt sich nicht beständig auf — daher scheinen sie uns eigenartiger, selbständiger. Der Hauptgrund aber, weshalb uns die Mundart allgemein unfeiner und niedriger klingt als die Schriftsprache, ist der, daß die Mundart heute vorwiegend nur noch von den unteren Ständen gesprochen wird, daß aber die Gebildeten möglichst schriftsprachlich zu sprechen streben: wir übertragen also unsre Vorstellungen von den Sprechenden auf das Gesprochene. So ist auch eine einzelne Spracherscheinung nicht an sich niedrig und gemein, sondern erscheint uns so wegen ihrer Bedeutung und der Kreise, in denen sie gebraucht wird. Daher wechseln solche Anschauungen im Laufe der Zeit.

Wenn eine Mutter ihr Kind einen süßen kleinen Schelm, einen Schalk oder in halbem Ernst eine Range oder einen kleinen Racker nennt, so ahnt sie nicht, welch schlimmen Sinn diese Worte ursprünglich hatten. Schelm bedeutet gefallenes Vieh, Aas, dann verworfener Mensch; Schalk Knecht, Mensch von gemeiner Gesinnung; Range Mutterschwein während der Begattung; Racker Schinder, Henkersknecht. Ebenso hatte das heute

so harmlose faul früher eine recht schlimme Bedeutung, man vergleiche Fäule, verfaulen, stinkend faul; das überaus vornehm klingende Souper gehört zu saufen. Umgekehrt ist Aas mit essen verwandt. Wenn Luther davon spricht, man solle den Leuten aufs Maul sehen, so ist Maul offenbar kein Schimpfwort; ja, bei diesem Beispiel, ebenso wie bei Schnauze, fressen und saufen zeigt sich die Eigentümlichkeit, daß sie heute nur dann niedrig sind, wenn sie auf den Menschen bezogen werden, auf Tiere angewandt sind sie einwandfrei. Anderseits kann man wieder sehr gut vom Mäulchen eines Kindes reden. Warum ist im Scherz das Wort Fressalien oder Fressabilien erlaubt, während Fresse entsetzlich gemein klingt? Das erste kann nur von Gebildeten geschaffen sein und wird ursprünglich nur von ihnen gebraucht, das letzte ist ein fast ausschließlich bei den untersten Klassen übliches Schimpfwort. — Das mundartliche nu klingt gegenüber nun unfein; aber nu ist die ältere Form, es steht nicht einmal zweifelfrei fest, woher das -n stammt, und unbedenklich gebrauchen wir sie, wenn wir sagen: im Nu! Campe bezeichnete 1807 als niedrig, aber noch nicht verwerflich, nicht nur Wörter wie saufen, Saufbruder, Freßsack, sondern auch Ehrentrunk, Fibel, Frühgottesdienst, sacht, flink. Das aus dem Nibelungenliede bekannte mhd. Wort minne sank in seiner Bedeutung allmählich so, daß es um 1500 als unanständig gemieden wurde; im 18. Jahrhundert aber wurde es als edles altertümliches Wort wieder aufgenommen und ist als solches noch heute gebräuchlich, auch in Zusammensetzungen wie Minnesang, Minnedienst u. a. Kurz, da die Bedeutung der Wörter sich ändern kann, so können sie steigen und fallen — seinem eigentlichen Wesen nach ist kein Wort vornehm oder niedrig, wissenschaftlich sind alle gleich. Nur erscheint uns begreiflicher Weise die Sprache der Gebildeten als fein, die der Ungebildeten als niedrig. Dem Bauernburschen, der ins Heer tritt, klingt die Sprache seines Leutnants immer fein, diesem die seines Burschen immer bäurisch und plump.

Natürlich darf uns diese Betrachtung nicht verführen zu verkennen, daß es tatsächlich eine höhere und eine niedere Sprache gibt, daß wir bei einem Vortrage unsre Worte anders wählen und unsre Sätze anders bilden als in der Alltagssprache, daß sich auch gerade darin der Reichtum und die Schönheit unsrer Muttersprache zeigen — wir wollen nur erkennen, daß all diese verschiedenen Sprechweisen ihre Daseinsberechtigung haben, daß die Abgrenzung zwischen ihnen nicht völlig fest ist und sich im Laufe der Zeit verschieben kann, daß also mundartliches

Deutsch nicht an sich unfein und niedrig ist. Wir wollen nicht glauben, daß bei dem allmählichen Eindringen eines volkstümlichen Wortes oder Gebrauchs in die Schriftsprache ästhetische, sittliche oder nationale Werte unsres Volkes in Gefahr gerieten, sondern daß es sich auch dabei um eine regelrechte Art Sprachentwicklung handelt, wie sie früher schon unzählige Male vorgekommen ist und auch in Zukunft immer wieder eintreten wird. Daher wollen wir, wie gesagt, die beiden kämpfenden Parteien, also z. B. wegen mit dem Genetiv und wegen mit dem Dativ nicht als richtige und falsche, sondern zutreffender als die schriftsprachliche und die mundartliche kennzeichnen.

Wenn wir uns einmal darüber klar sind, daß die Mundarten nicht verderbte Schriftsprache sind, so werden wir auch aufhören, irgendeine ausschließlich mundartliche Erscheinung ohne weiteres undeutsch und falsch zu nennen, mag sie auch noch so sehr von der gemeinsprachlichen abweichen; für die Mundart ist sie eben richtig. Selbst auf die anscheinend klarsten Fälle wirft eine eingehendere Betrachtung oft ein ganz andres Licht. Die Verwechslung von mir und mich gilt mit Recht für einen der schlimmsten Sprachfehler, und doch läßt sich auch dabei nicht immer ganz unbedenklich entscheiden. Die Schriftsprache selbst schwankt in einigen Fällen, bei versichern, wo Akkusativ und Dativ bei den Klassikern belegt sind und jetzt wohl der Dativ vordringt; bei dünken und kosten, wo neben dem älteren Akkusativ der Dativ nicht selten ist. Sagen wir: er läßt mir oder mich zur Ader? Hier ist unser Sprachgefühl unsicher geworden, weil wir den ursprünglichen Sinn der Redensart, jemandem an der Ader Blut lassen, nicht mehr verstehn. Im Mhd. sagt man noch: er hilft mich, er verschweigt mich's, mich genügt dessen, ich rufe dir, ich fürchte mir; bei Goethe heißt es: mich nagt's am Herzen. Die Verteilung von Dativ und Akkusativ war also früher und ist mundartlich noch heute in einigen Punkten anders als in der Schriftsprache. Wenn daher jemand in mundartlicher Sprechweise gemäß dem Gebrauche seiner Mundart mir für mich setzt oder umgekehrt, so ist das zwar nicht schriftsprachlich und darf in der Schriftsprache nicht geduldet werden, aber undeutsch ist es nicht. Auf dem Gebiete der meisten niederdeutschen Mundarten ist mir und mich überhaupt zusammengefallen. Wer als Muttersprache Plattdeutsch spricht, der hat in seinem Sprachgefühl keinen Anhalt für die Verteilung der beiden Fälle im Hochdeutschen, er wird sich häufig vergreifen. Hier handelt es sich wirklich um eine falsche Übertragung, es kommt etwas heraus, was weder schriftsprachlich noch mundartlich ist. In diesen wie über-

haupt in allen Fällen, wo Schriftdeutsch und landschaftliches Deutsch voneinander abweichen, hat die Schule einzugreifen und das erstere zu lehren, aber ohne das letztere als sinnlos und pöbelhaft hinzustellen. — Mit dem Verständnis für das Wesen der Sprachentwicklung wird auch das Verständnis für die Mundarten wachsen. Daran fehlt es noch immer sehr, trotz eines unverkennbaren Fortschrittes. Ein Zeichen solchen Verständnisses ist es jedenfalls nicht, wenn in mancher norddeutschen Stadt die Gebildeten sich von den plattdeutschen Vereinen fernhalten und die Zahl der Besucher von Vortragsabenden immer mehr zusammenschmilzt.

2. Sprache und Logik.

In dem Bemühen, bei schwankendem Sprachgebrauch zu einer sicheren Entscheidung zu gelangen, wendet man bisweilen ein sehr bequemes, anscheinend untrügliches Mittel an: man prüft das vordringende Neue sorgfältig daraufhin, ob es vom logischen Standpunkte untadlig ist. Ist dies nicht der Fall, so glaubt man es als verwerflich nachgewiesen zu haben. Man liest gegenwärtig manchmal in der Zeitung: Das Flugzeug landete auf dem Haff, auf der Nordsee usw. Nichts scheint einleuchtender, unwiderleglicher zu sein als der Einwand: auf dem Wasser landen ist unlogisch, unmöglich, der Ausdruck ist also einfach falsch. Und doch darf man nicht so schnell urteilen. Das Niedergehn von Flugzeugen wird landen genannt, weil sie anfänglich nur auf das Land niedergingen; wenn sie sich heute auch auf das Wasser herablassen könnten, so bleibt der Vorgang, das Niedergehn, ganz der gleiche; in dem Worte landen tritt die Ableitung von Land zurück, der Begriff des Niedergehns ausschließlich in den Vordergrund, und so ist die beanstandete Ausdrucksweise durchaus begreiflich. Da freilich jedermann ohne irgendwelche sprachwissenschaftlichen Kenntnisse imstande ist, eine solche logische Kritik zu üben, so mag es wohl sein, daß sich landen in dem allgemeinen Sinne nicht durchsetzen wird; natürlich ist es auch kein Schade, wenn sich daneben die Neubildung wassern einbürgert. Wesentlich aber ist, daß wir in dieser Frage zu einer klaren Anschauung gelangen.

In unsrer Sprache gibt es wie in jeder andern zahlreiche Ausdrucksweisen, die logisch unhaltbar sind. Bei Brettspielen bedienen wir uns schwarzer und weißer Steine — ja, sind es aber wirklich Steine? Sind diese Figuren nicht aus Holz, Horn, Elfenbein, kaum je aus Stein? Gewiß, und doch stört uns das nicht im geringsten. Neben Rohrstock, Rohr-

zucker gebrauchen wir Zusammensetzungen wie Wasserrohr, Rohrleitungen, bei denen es sich doch nie um wirkliches Rohr handelt. Gegen den Ausdruck: Stiefel wichsen ist nichts einzuwenden — aber wichsen, früher wechsen (zu Wachs) bedeutet eigentlich: mit Wachs bestreichen, ist also in der heutigen Verwendung ganz unsinnig. Wir sprechen von Jagdflinte, Flintenschuß, und doch benutzen wir gar keine Flinten, d. h. Steinschloßgewehre mehr. In Sportberichten liest man wohl von einer Damen-Schlagball-Mannschaft — sollten wir Schlagball-Frauschaft vorziehen? Der logische Widerspruch der Bezeichnungen: alte Jungfer, alter Junggeselle liegt auf der Hand — wir beanstanden sie nicht. Wir sagen auch, um einige oft genannte Beispiele anzuführen: morgen Abend, Silber- oder Papiergulden, Wachsstreichhölzer, Goldplombe, Stahlfeder, obwohl morgens und abends Gegensätze sind, ein Goldstück (Gulden = golden) weder aus Silber noch Papier, ein Holz nicht aus Wachs sein kann, Plombe eigentlich Blei heißt und Federn vom Vogel stammen. Ein Bleistift enthält kein Blei, eine Bleifeder weder Blei noch eine Vogelfeder. Wir nennen den 9. bis 12. Monat September, Oktober, November, Dezember; darin aber stecken die lateinischen Zahlwörter 7 bis 10, septem, octo, novem, decem; September sollte also wie im altrömischen Jahr, das mit dem März begann, der Name für den 7., Oktober für den 8. Monat sein usw. Aber all diese Wörter sind uns so geläufig, daß wir von dem logischen Widerspruch, den sie enthalten, nichts merken. Nur an alles Neue legt man diesen, wie wir sehen nicht immer sprachgemäßen Maßstab an, und zwar nicht nur in Fällen, die so klar liegen wie die eben genannten. „Was ist fertigstellen? Das Wort kann doch vernünftiger Weise nichts andres bedeuten, als eine Sache so lange hin- und herstellen; so lange an ihr gleichsam herumstellen, bis sie — steht". Oder: „Ein Wagnerverehrer — das könnte doch nur ein Kerl sein, der gewerbsmäßig jeden verehrt, der Wagner heißt. Wer das nicht fühlt, der stammle weiter, dem ist eben nicht zu helfen." Diese Kritik, die sich in einem viel gelesenen Buche findet, ist logisch völlig berechtigt; da das erste Wort tatsächlich aus fertig und stellen besteht, in dem zweiten Wort nur der Name Wagner vorkommt, ohne jede Erläuterung, so muß man zu der angeführten Auffassung kommen, wenn man die Logik anwendet und — seinen Verstand ausschaltet.

So kann man jedes Wort zerpflücken: wir kennen die Worte Feld und Herr; der Herr eines Feldes, der Feldherr, kann also nur ein Bauer oder Gutsbesitzer sein. Wer das nicht fühlt ... Oder: Was ist Frühstück?

Das Wort kann doch vernünftiger Weise nichts andres bedeuten als ein Stück, das früh ist, aber im Leben nicht ein belegtes Butterbrot mit einer Tasse Tee! Ebensogut könnten wir statt Abendbrot Spätstück sagen! Oder: Was soll Fliege heißen? Es kann nur eine allgemeine Bezeichnung für etwas Fliegendes sein, nie der Name eines einzelnen Insekts, das das Fliegen mit 1000 andern Tieren gemeinsam hat! Ja, wenn wir ein so einfaches Wort wie Tag nehmen, so macht es keine Mühe, zu erweisen, daß wir es in völlig unlogischer, unsinniger Weise gebrauchen. Tag bedeutet im Gegensatz zur Nacht die Zeit der Helle: es wird Tag, die Zeit der langen Tage. Man fühlt diese Grundbedeutung noch heraus, wenn im Bergbau von Arbeit unter Tag gesprochen wird; aber oft faßt man es dabei schon als Erdoberfläche, was doch offenbar falsch ist. Wenn wir sagen: drei Tage lang, so meinen wir damit nicht nur die Zeit der Helle, sondern zugleich die Nächte, nämlich 3 × 24 Stunden. Ist das logisch? Können wir so schroffe Gegensätze wie Tag und Nacht in einem von beiden Wörtern zusammenfassen? Versteht man unter hell zugleich dunkel? Als scharfe Logiker müßten wir also in Zukunft lieber sagen: heute über 14 Tage und 14 Nächte. Der Ausdruck: ich habe böse Tage hinter mir, wird sogar in dem unerhörten Sinne gebraucht, daß wir gar nicht mehr an Tage denken, sondern nur eine schlimme Zeit meinen. Ein Verbandstag dauert oft mehrere Tage, und das tollste ist, daß Tag sogar eine Menge Menschen bedeuten kann: der Reichstag ist zusammengetreten. Wir haben uns bisher gar nicht entsetzt, wenn wir hörten, daß jemand den Tag las, sondern verstanden sofort, daß es sich um eine Zeitung handle. Sehen wir aber erst, was sich Dichter erlauben, dann hört alles auf. Goethe bringt es fertig zu sagen: „Arm am Beutel, krank am Herzen, schleppt' ich meine langen Tage.“ Die langen Sommertage sind offenbar nicht gemeint, sondern die gewöhnlichen: wie können dann Tage lang sein, da sie doch alle gleichmäßig 24 Stunden haben? Wie kann man Tage schleppen?

Genug des Scherzes. Wir sehen, es gibt vielleicht nicht viele Bestandteile unsrer Sprache, die man uns nicht verleiden könnte durch eine bequeme, aber sprachwidrige und lächerliche Logik, der man, trotz aller Bekämpfung, in Wort und Schrift immer wieder begegnet. Gewiß spielt die Logik in der Sprache eine Rolle, aber die Sprache, unsre wie jede andre, hat sich nicht durch bewußte Denkarbeit entwickelt, sondern durch ungeschultes volkstümliches Denken. Und es ist gut, daß es so ist. Denn eine kurze Überlegung zeigt, daß eine völlige Herrschaft der Logik über

die Sprache zu Ungeheuerlichkeiten führen würde, daß sie unmöglich ist. Die Logik würde z. B. in der Wortbildung verlangen, daß jedes zu einem Hauptwort gehörige Zeitwort bei übereinstimmender äußerer Bildung (hausen: Haus, landen: Land usw.) auch in der Bedeutung stets dasselbe Verhältnis zu dem Hauptworte habe. Gehen wir also davon aus, daß hausen sich zu Haus so verhält, daß es bedeutet: in einem Hause wohnen, so müßte landen heißen: in einem Lande wohnen; in Wirklichkeit heißt es: an (jetzt auch auf) das Land kommen. Dagegen bedeutet pfänden: als Pfand nehmen, schlagen: einen Schlag führen, schulen: durch Schule bilden, fischen gar: Fische fangen, fassen hat mit Faß fast gar nichts mehr zu tun — das Bedeutungsverhältnis zwischen Zeitwort und Hauptwort kann also sehr verschiedener Art sein. Wenn diese Mannigfaltigkeit unlogisch ist, so ist doch das Bedeutungsverhältnis in jedem einzelnen Falle sehr begreiflich, natürlich und naheliegend, es hat sich allmählich entwickelt und ist uns vertraut, und wir möchten diese Bildungsweise nicht gegen eine künstlich zu schaffende logische vertauschen, die sehr gelehrt und wissenschaftlich, aber in hohem Maße unpraktisch, ja unbrauchbar wäre. Es ist nicht abzusehen, wohin uns die Logik bringen würde; da wir wissen, daß ein 20-Markstück nicht aus reinem Golde besteht, so dürften wir es auch nicht Goldstück nennen, sondern müßten einen allgemeinen, nichtssagenden oder einen vielfach zusammengesetzten Ausdruck wählen oder ganz auf das Wort verzichten — eine unerträgliche Kleinlichkeit würde in der Sprache herrschend werden, der bestehende „unlogische" Zustand erscheint demgegenüber als wahrhaft großzügig und dem praktischen Bedürfnis entsprechend.

Die Logik kennt keine Rücksicht auf die geschichtliche Entwicklung. Wenn wir uns in die Geschichte unsrer Muttersprache vertiefen, so entdecken wir an tausend Stellen die köstlichsten Zeugnisse früherer Kulturzustände, auf Schritt und Tritt offenbart sich uns die Denkart und Anschauungsweise unsrer Vorfahren, immer anziehend und bedeutsam: alle diese vom sprach- und kulturgeschichtlichen Standpunkte so reizvollen Erscheinungen (man denke etwa an Ausdrücke wie: bei einer Prüfung durchfallen, Stich halten, in allen Sätteln gerecht sein, Spießbürger) sind vom logischen Gesichtspunkte in der heutigen Sprache nur sinnlos. Jede übertragene Bedeutung eines Wortes oder einer Redensart, wie sie unzählige Male vorkommt (begreifen, behandeln, oder wenn der Redner sagt: „Ich gehe noch einen Schritt weiter", ohne sich von der Stelle zu rühren), alles das ist unlogisch. Kurz, gegenüber dem unendlichen Reichtum und der

wunderbaren Mannigfaltigkeit der lebendigen sich immer weiter entwickelnden Sprache ist die Logik arm und blutleer; mit ihrer Hilfe allein können wir nicht entscheiden, ob eine Erscheinung sprachrichtig ist oder nicht, ihre Anwendung ohne Kenntnis der Sprachgeschichte kann nur Unheil anrichten. Wir sollen logisch denken und unsre Gedanken in klarer Form aussprechen; die einzelne Spracherscheinung auf die ihr innewohnende Logik hin untersuchen und danach beurteilen, heißt das Wesen der Sprache verkennen.

3. Sprachkritik.

Unsre bisherigen Betrachtungen haben erkennen lassen, daß es viel schwieriger ist, als man meinen sollte, zu einer scharfen Erfassung des Begriffs Sprachrichtigkeit zu kommen. Immer erscheint die Sachlage bei näherem Zusehen nicht so einfach, daß man kurzerhand entscheiden könnte, immer gilt es vorsichtig sein bei der Beurteilung lebendigen Sprachgutes. Schön, sagt der Leser, wir wollen milde sein und jeglichen guten Sprachgebrauch dulden, aber offenbaren Mißbrauch dürfen wir doch nicht durchgehn lassen? Nein, ganz gewiß nicht! Wir nähern uns daher einem sicheren Ergebnis, wenn wir nur genau feststellen können, was offenbarer Mißbrauch ist. Ja, was ist Mißbrauch? Viele betrachten grundsätzlich alles Neue, in der Schriftsprache noch nicht allgemein Anerkannte als Mißbrauch — wir wissen, daß sich diese Auffassung nicht halten läßt. Andre verstehen darunter alles, was ihnen selbst nicht geläufig ist — auch auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Nehmen wir einmal einen gedachten Fall. Wenn sich neben der schriftsprachlichen Form eines Wortes noch die abweichende einer Mundart in die Schriftsprache eindrängen wollte, so daß wir dann zwei Formen desselben Wortes ohne sorgfältige Scheidung nebeneinander hätten, das wäre doch gewiß Mißbrauch, dabei könnte doch nichts für die Sprache Wertvolles herauskommen? Nun, die beiden Formen heißen drücken und drucken, bis ins 18. Jahrhundert hinein wurden die Bedeutungen noch nicht scharf in der heutigen Weise geschieden; haben wir nicht allen Grund, uns zu freuen, daß unsre Vorfahren das oberdeutsche drucken nicht als mißbräuchlich aus der Schriftsprache verbannten? Ähnliche Fälle gibt es noch mehrere.

Betrachten wir einen noch bezeichnenderen. Wenn eine aus zwei Wörtern bestehende Zusammensetzung so mißverstanden würde, daß der letzte Buchstabe des ersten Wortes zum zweiten gezogen würde und dieser falsch abgetrennte zweite Bestandteil nun ein selbständiges Wort bildete — eine

solche Mißform dürften wir doch nicht in unsrer Sprache dulden? Das ahd. nihein besteht aus nih und ein und bedeutet: auch nicht einer. In der mhd. Form nechein hält man nun ne- für die Verneinung, läßt es weg, und es entsteht unser Wort kein! Natürlich wird niemand behaupten, daß dies eine musterhafte Art Sprachentwicklung sei, was aber dabei herausgekommen ist, ist doch gut, man sieht dem Worte seine Bildung nicht mehr an, es ist uns unentbehrlich. Also die Entscheidung über Brauch und Mißbrauch ist gar nicht leicht; sie ist so schwer, daß wir, bevor wir in unsrer Untersuchung fortfahren, zunächst sehen wollen, was bekannte Sprachfreunde und Gelehrte bisher für Mißbrauch erklärt haben.

Unser großer Luther tadelt das Schweizerdeutsch Zwinglis und spottet über die Worte Verwunderung, Langweile, Gelassenheit, beherzigen, ersprießlich. Gottsched und seine Anhänger mißbilligen Beeinträchtigung, Urbild, wörtlich, Mitglied, zerstreut (für distrait), die Mehrzahlen Orte, Pläne; Sammler gilt ihnen als geradezu undeutsch, von Völkerwanderung wird klar bewiesen, daß es eine unangemessene Bildung sei und dafür Sitzveränderungen der Völker, Wohnungsveränderungen vorgeschlagen. Gottscheds getreuer Schildknappe, der Freiherr von Schönaich, verwirft Abbild, Abhang (er verlangt Seite des Berges), das All, anstarren für anschauen, die Altvordern; über einsiedlerisch bemerkt er, man könne auf eben die Art bettlerisch statt arm sagen; über Kelchglas, es sei ebenso, als wenn man Kelchbecher, auf deutsch Becherbecher sage; er spottet über: an den Lippen hangen, Luftmeer und andres. Der Pater Dornblüth nennt das von Gottsched vielgebrauchte Geschmack im übertragenen Sinne (der gute Geschmack) eine alberne Neubildung. Adelung warnt vor den veralteten und lächerlichen Wörtern Abenteuer, beginnen, behagen, Meisterschaft, Wonne, Absage, beseligen; er tadelt den Ausdruck: gar lieblich anzusehen, dem Worte Liebreiz „klebt etwas Widriges an"; „man hüte sich, daß man das veraltete ekelhafte: und es begab sich, nicht wieder in die historische Schreibart aufnehme"; nur im gemeinen Leben darf man hastig, Heimat, sacht, schlicht, träumerisch gebrauchen.

Als Tieck im Blonden Eckbert die prächtige Neubildung Waldeinsamkeit anwandte, da war die ganze Gesellschaft feingebildeter Menschen, der er das Märchen vorlas, einig in der Verurteilung dieses undeutschen und unerhörten Wortes. Jean Paul und viele andre nach ihm tadeln das Binde-s auf schärfste, reden von S-Krätze und S-Unfug und fordern statt Hoffnungsfreude, Ausgrabungsarbeiten Hoffnungfreude, Arbeiten der Ausgrabung. Schopenhauer nennt Stickstoff ein häßliches kako-

phonisches Wort; daß man in der Anatomie von Pulsader, Blutader, Fruchthalter, Fruchtleiter spricht, erscheint ihm „ganz unausstehlich und noch dazu gemein und barbiergesellenhaft". Er tadelt Nachweis statt Nachweisung; vom Salz soll man nicht sagen dürfen, daß es löslich, sondern nur, daß es auflöslich sei. Nach Müllenhoff kann ein Vorredner nur jemand sein, der den Leuten etwas vorrede, Trautmann verwirft die Formen selbst, jetzt, der einzelne und will dafür selbs, jetz, der einzele einführen.

Wustmann tadelt außer zahllosem anderm, daß man unter eigentümlich jetzt nur noch seltsam, wunderlich verstehe und für die ältere Bedeutung eigenartig sage; er verurteilt gestatten, Vorstrafe („unsäglich albern"), Vorjahr, die häßliche sächliche Einzahl das Gehalt und den gemeinen Plural Gehälter: „Die gute Sprache kennt nur den Gehalt und die Gehalte." Die Mehrzahlen Böden, Herzöge sind falsch, statt Zerstreutheit will er Zerstreuung, „geradezu stumpfsinnig" sind die greulichen Modewörter klarlegen und klarstellen gebildet. Nur ein ganz unklarer Kopf kann nach ihm schreiben: „Schon seit Jahren hatte sich herausgestellt, daß die Räume unzureichend seien." Doppelt anstößig ist: „Ich glaube nicht, daß der freie Wille der Gesellschaft heute schon stark genug ist," ebenso: „Ich will nicht damit sagen, daß die Sittlichkeit darunter leidet."

Es wäre leicht, diesem Verzeichnis die zehnfache Länge zu geben, doch mögen diese Proben genügen. Man erschrickt geradezu, wenn man sieht, zu welchen Verurteilungen Männer gekommen sind, die zweifellos die redlichste Absicht hatten. Sie fühlten sich so sicher, die gute Sache der Muttersprache zu führen, und doch hat ihnen die Entwicklung unrecht gegeben. Wir sind in den meisten Fällen gar nicht mehr imstande zu begreifen, was ihnen an den genannten Ausdrücken und Sätzen denn so schlimm erschien, und können darin, daß wir sie gebrauchen, wirklich kein Zeichen für den Niedergang unsrer Sprache erblicken. Offenbar ist ein Hauptgrund immer der gewesen, daß ihnen die getadelten Bildungen nicht geläufig waren und daher lächerlich erschienen; alles, was ihnen persönlich nicht gefiel, das galt als undeutsch. Oder sie reden sich mit logischen Gründen ein, daß es eigentlich ganz anders heißen müsse; bisweilen suchen sie das Falsche eines Ausdrucks dadurch zu beweisen, daß sie eine unpassende Analogie herbeiziehen. Gegen Altvordern wendet Schönaich ein, man könne dann auch Junghintern sagen; aber wir wissen, daß weder unsre Muttersprache noch sonst eine so schematisch aufgebaut

ist, daß jeder Analogieschluß beweisend wäre; wir sagen: zu Anfang, aber nie: zu Schluß, wir bilden unfest, aber nicht unhart. Selbst bei einer künstlichen Sprache wie dem Esperanto werden von zahllosen möglichen Ableitungen und Zusammensetzungen doch immer nur verhältnismäßig wenige wirklich gebildet. Die meisten dieser Kritiker sind sich über das Wesen der Sprachentwicklung nicht klar, und das ist bei den älteren ganz begreiflich, denn die deutsche Sprachwissenschaft beginnt ja eigentlich erst im Anfange des 19. Jahrhunderts. Wustmann aber weiß schon ganz genau, daß die Sprache sich entwickelt, daß Wörter ihren Sinn ändern können und vieles andre — aber er weiß es nur theoretisch, er wendet dieses Wissen praktisch nicht an, sondern mißbilligt alles, was ihm nicht vertraut ist, und billigt anderseits selbst ausgesprochen nichtschriftsprachliche Eigentümlichkeiten seiner Mundart. Wissenschaftliche Gründe aber vermissen wir bei allen, und statt daß wir Sicherheit darüber erlangt hätten, woran das Sprachwidrige zu erkennen ist, sind wir nur in hohem Maße mißtrauisch geworden gegenüber schroffen Verurteilungen einzelner Spracherscheinungen.

Leider läßt sich nicht sagen, daß diese oberflächliche Sprachmeisterei in unsern Tagen aufgehört habe, im Gegenteil. In Büchern, Zeitschriften und Zeitungen finden wir immer wieder absprechende Äußerungen über allgemein übliche Ausdrucksweisen. Jeder fühlt sich berechtigt, sich über dies oder das lustig zu machen, ohne irgendwelchen stichhaltigen Grund anführen zu können, Alle diese Sprachkritiker sind sich darin einig, daß sie ganz genau zu wissen glauben, was Mißbrauch ist; aber nicht zwei von ihnen sind in allen Punkten einer Meinung. Jeder gebildete Deutsche hat einem Teile der Ausführungen Wustmanns von Herzen beigestimmt, jeder aber hat sich selbst hie und da getroffen gefühlt, jeder sucht das eine oder andre zu verteidigen. Wenn man seine „Sprachdummheiten“ oder eins der verwandten Bücher liest, so läßt man sich vielleicht von dem ehrlichen Zorn des Verfassers anstecken, läßt sich überzeugen, wie allein die Befolgung seiner Grundsätze den drohenden Niedergang unsrer Sprache aufhalten könne; man wird aber stutzig, wenn der nächste in vielen Punkten genau das Gegenteil sagt und ebenso unbedingt Glauben fordert. Es fehlt ihnen eben der einheitliche Maßstab für die Prüfung auf Sprachrichtigkeit hin. So ist denn der einzige Eindruck, den alle diese Darstellungen unterschiedslos machen, der, daß es mit unsrer gegenwärtigen Sprache überaus traurig bestellt ist; es heißt, daß „von allen Sprachen, die heute von maßgebenden Völkern geredet

werden, unsre die unfertigste, unbeholfenste, unvornehmste, unliebenswürdigste ist". Man will in uns die Überzeugung wachrufen, daß sie sich „in einem Zustand der Ordnungslosigkeit, Unfertigkeit und Unsicherheit befinde, der sie den wohlgeordneten Sprachen der Alten und unsrer großen westlichen Nachbarvölker gegenüber durchaus minderwertig erscheinen läßt und dem Hohn des Auslandes zum willkommenen Ziel dient". Diese beiden Klagerufe sind also völlig auf einen Ton gestimmt, und doch könnte der Verfasser von Nummer eins gerade das Deutsch von Nummer zwei als Beweis für den Verfall unsrer Sprache anführen, denn nach seiner Anschauung kommen darin vier grobe Fehler vor (das s in Ordnungslosigkeit, die fehlende Endung in Zustand, Hohn und Ziel). Nach diesen Tadlern gibt es eigentlich keinen einzigen Dichter, Gelehrten oder Schriftsteller irgendwelcher Art, der mustergültiges Deutsch schreibt. Wer Goethe ausnehmen möchte, der täuscht sich, denn fast jede „Sprachdummheit" läßt sich bei ihm belegen. Auch kein andrer Klassiker, weder Keller, Meyer, Storm noch ein zeitgenössischer Dichter kann vor dieser Kritik bestehen. Einerseits preist man Luther, Goethe, Bismarck als große Meister der Sprache, anderseits weiß man es doch viel besser und erklärt hundert Spracherscheinungen, die sich auch bei diesen Großen finden, für grobe Fehler. Adelung sprach es am Ende des 18. Jahrhunderts offen aus, daß unsre Sprache keinen einzigen wahrhaft klassischen Schriftsteller habe; Luthers Bibel als Muster einer reinen deutschen Schreibart anzupreisen, ist nach ihm ein bedauerliches Vorurteil, aber selbst „Gellert, der reinste Schriftsteller, den wir aufweisen können, hat eine Menge meißnischer Provinzialausdrücke, und doch ist Gellert einer von den wenigen schönen Geistern, die ihre Sprache kritisch kennen und diese Kenntnis auszuüben suchen". So bleiben denn als einzige wirkliche Sprachkönner diese Kritiker selbst übrig, die freilich auch keine geschlossene Schar von Schreibern reinen Deutsches bilden, da jeder von ihnen die Fehler der andern klar erkennt und nur sich allein als wahren Kenner betrachtet.

Diese Klagen haben bewirkt, daß der gebildete Deutsche heute mehr als früher auf seine Sprache achtet und sich ängstlich bemüht, ja gutes und richtiges Deutsch zu schreiben. Die Frage, welche von zwei Spracherscheinungen richtig sei, wird daher immer aufs neue aufgeworfen und besprochen. Aber bei der Schwierigkeit, einen untrüglichen Maßstab für die Richtigkeit zu finden, macht sich bei solchen Erörterungen unter dem Einfluß der endlosen Sprachkritteleien vielfach eine spitzfindige Auffassung geltend. Selbst eine so zuverlässig richtige Forderung wie die

der Klarheit des Ausdrucks wird dabei in einer so kleinlichen Weise ausgelegt, daß sie aufhört, sprachgemäß zu sein. Man betrachtet nämlich jeden Satz als unklar, dessen grammatischer Bau es erlaubt, daß man ihm mit einigem bösen Willen eine andre, sei es auch noch so fernliegende oder sinnlose Bedeutung unterlegt. So wird der Satz: „Der Tod des trefflichen Mannes, dem wir so viel zu verdanken haben" als unsinnig getadelt, weil das bezügliche Fürwort dem bei dieser Fassung des Gedankens sich nur auf Tod beziehen könne. Das ist eine rein äußerliche Auffassung von der Sprache; sie wäre nur berechtigt, wenn die Sprache von und für Menschen geschrieben würde, die sich nur an die grammatische Beziehung klammern könnten, aber nicht den Verstand hätten zu erkennen, daß der Sinn nur eine einzige Bedeutung zuläßt, d. h. wenn sie von Narren für Narren bestimmt wäre. Der Unbefangene kommt niemals auf solche Haarspaltereien, und doch ist er zunächst oft wehrlos, wenn ihm jemand mit dem Einwand kommt: der Satz ist nicht klar, er kann auch so oder so heißen. Selbst ruhige und besonnene Sprachfreunde lassen sich verführen, eine ihnen mißliebige Erscheinung mit derartigen Gründen zu bekämpfen. Es kann nur als eine seltsame Verirrung aufgefaßt werden, wenn ein trefflicher Schriftsteller, der in tausend andern Fällen die freie, sprachgemäße Auffassung vertritt, in einem guten Buche sagt, der Satz: „Wir müssen den Alkohol höher besteuern wie in der Schweiz," sei für grammatisch ungebildete Menschen überhaupt unverständlich, der grammatisch saubre Mensch aber könne ihn nur so verstehn: „Wir müssen den Alkohol höher besteuern (als bisher), wie man das auch in der Schweiz tut." Der Leser prüfe selbst, wie er ihn beim ersten Lesen verstanden hat. Beim Sprechen würde der Tonfall, in der Schrift der Zusammenhang und in der eben genannten Bedeutung ein Komma oder ein hinzugefügtes „ebenso" jeden Zweifel ausschließen. Ob wohl schon irgend jemand den Satz: „Nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten," mißverstanden hat? Es steht im Aufruf „An mein Volk", dessen Klarheit und Kraft anerkannt sind. So wird auch die häufige Ausdrucksweise: „ein selten schönes Mädchen" deshalb heftig bekriegt, weil sie eigentlich nur heißen könne: ein Mädchen, das nicht oft schön ist. Dabei bedenkt man nicht, daß diese Deutung fast sinnlos ist und der Zusammenhang Klarheit bringt. Die Entwicklung: selten vorkommend, zu: ungewöhnlich, hervorragend, ist die natürlichste, die sich denken läßt, sie findet sich auch in andern Kultursprachen; vom Beiwort wird dieser Sinn

dann auch auf das Umstandswort übertragen. Wenn in einigen Fällen sich wirklich ein ernstlicher Zweifel erheben kann, so ist das kein Grund, den Gebrauch in allen Fällen zu verurteilen. Selbst der Sinn des Beiworts ist nicht immer ohne weiteres klar, so in dem folgenden Satze: „Wie selten das Verdienst der Schönen auch sei, so hat unsereiner Gott sei Dank doch auch seinen Wert." Aber der Satz stammt von einem Klassiker der angeblich klarsten aller Sprachen, von Molière und lautet französisch:

Quelque rare que soit le mérite des belles,
Je pense, Dieu merci, qu'on vaut son prix comme elles.

Wenn wir den Begriff Klarheit in dieser kleinlichen Weise fassen, dann gibt es keinen Schriftsteller der Welt, der klar geschrieben hätte. Man schlage nur eine Seite Goethe auf, und man wird sehen, wie leicht man ihm hie und da die Worte im Munde verdrehen kann. Wenn es im Götz heißt: „Sage einer, was man nicht erlebt," so kann das nach der buchstäblichen Auslegung natürlich nur bedeuten, jemand möge etwas nennen, was man nicht erleben kann. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß sicherlich noch niemand den Satz anders verstanden hat als so: „Was kann man nicht alles erleben!" Auch bei den alten Klassikern gibt es wie bei Dante, Cervantes, Shakespeare und Molière Stellen, deren Verstehn Mühe macht, ja sogar wirklich verschiedene Auffassungen zuläßt; alle diese Großen haben also ihre Muttersprache nicht klar geschrieben!

In allen Sprachen findet sich auch unter allgemein gebrauchtem Sprachgut manches, was bei äußerlicher Auffassung von der Sprache als unklar bezeichnet werden kann. Im älteren Deutsch gibt es ein Wort, das zwei einander genau entgegengesetzte, sich ausschließende Bedeutungen hat: das Wort k e i n nämlich bedeutete nicht nur dasselbe wie in der heutigen Sprache, sondern auch das Gegenteil: irgendein. Muß da nicht die größte Verwirrung geherrscht haben? Hören wir, was das Grimmsche Wörterbuch darüber sagt: „... eine Zweiheit der Bedeutung in einem so wichtigen Worte, die auf den ersten Blick höchst seltsam aussieht, als müßte damit alle Sicherheit der Rede wankend werden. Im Gebrauch jedoch, unter Mitwirkung der syntaktischen Gesetze, verschwindet diese Unsicherheit." Im Französischen besteht ein solcher Zustand noch heute. Als Antwort auf die Frage: „Was hast du gesagt?" bedeutet rien nichts; in dem Satze: „Y a-t-il rien de plus beau?" aber heißt es etwas — ist das Französische deshalb unklar? Wir haben ein Zeitwort, das sowohl aufzeichnen, schriftlich festlegen, als auch falsch zeichnen, schief

darstellen bedeuten kann, nämlich verzeichnen. Das englische Wort ravish heißt nicht nur schänden, notzüchtigen, sondern auch entzücken, und doch verwechselt man nie.

Die Verbreitung dieses sprachwidrigen Strebens nach unbedingter Eindeutigkeit führt geradezu zu einer Deutlichkeitssucht. Ich entsinne mich, daß einer meiner ersten Lehrer nicht duldete, daß wir sagten: das Wort wird groß geschrieben, sondern verlangte: mit einem großen Anfangsbuchstaben. Wer etwas zu schreiben hat, der achtet mit peinlichster Sorgfalt darauf, sich so auszudrücken, daß auch bei der bösesten Absicht kein Mißverständnis denkbar ist. Gerade dadurch kommt bisweilen ein unnatürlicher, schwülstiger, papierner Stil zustande, der ins Gegenteil umschlägt und fast unverständlich wird. Aufmerksame Beobachtung bietet uns jeden Tag neue Beispiele für diese lächerliche Deutlichkeitswut, die sich ganz besonders auch bei Titeln und Namen zeigt. In einer mitteldeutschen Stadt gab es früher eine nach einem verdienten Bürger benannte Wuchererstraße. Plötzlich machten die Bewohner dieser Straße die Entdeckung, daß der Name ehrenrührig sei: mußte nicht jeder, der nie von Wucherer gehört hatte, annehmen, daß in dieser Straße nur Wucherer wohnten, indem etwa von seiten der Behörden zwangsweise alle gewerbsmäßigen Wucherer hier untergebracht worden wären? Zweifellos. So hat denn die Straße einen Vornamen bekommen, heißt Ludwig-Wuchererstraße, und ihre Bewohner sind von dem unerträglichen Druck befreit. — Man glaubt heute, jeder Titel und Name müsse vollständig alles das ausdrücken, was man darunter versteht. Ein Name wie Amerikalinie, wie übrigens die praktischen Engländer diese deutsche Linie oft nennen, müßte ja zu tausend Irrtümern Veranlassung geben, also sagen wir lieber: Hamburg-Amerika-Paketfahrt-Aktiengesellschaft. Es gibt auch eine Vereinigte Flensburg-Ekensunder und Sonderburger Dampfschiffsgesellschaft, eine Königliche Schiffsingenieur- und Seemaschinistenschule. Ein dem König von Sachsen zu Ehren benannter Weg in den Dolomiten heißt kurz und treffend: König-Friedrich-August-von-Sachsen-Höhenweg. Dabei drängt sich einem willkürlich der Wunsch auf, daß noch eine kleine Lebensbeschreibung mit einigen Jahreszahlen in den Namen hineingearbeitet sein möchte, in 50 Jahren weiß sonst kein Mensch mehr genügend Bescheid. Angesichts solcher Wortungetüme begreift man, wie Abkürzungen verschiedener Art sich einbürgern, wie auch die Zusammenschreibung der Anfangsbuchstaben immer häufiger wird (Hapag, Hedag, Delag usw.), es ist dies einfach Notwehr.

4. Lehnwörter, Fremdwörter, Fremdnamen.

Dieselbe für den gewissenhaften Deutschen so recht bezeichnende Genauigkeitssucht, dasselbe Verlangen nach Richtigkeit um jeden Preis zeigt sich auch in unserm heutigen Verhalten Fremdwörtern und fremden Eigennamen gegenüber. Wir sehen hier von einer grundsätzlichen Stellungnahme zur Fremdwortfrage ab und rechnen mit der Tatsache, daß sie gebraucht werden. Wir pflegen heute mit besonderem Nachdruck den richtigen Gebrauch der Fremdwörter zu fordern, d. h. sie sollen so gesprochen, geschrieben und in demselben Sinne gebraucht werden wie in der Sprache, aus der sie stammen. Die geschichtliche Betrachtung wird uns Klarheit darüber geben, wie wir uns am besten zu verhalten haben. Wir haben schon kurz erwähnt, wie man früher die fremden Bestandteile des Wortschatzes behandelt hat. Betrachten wir das gute deutsche Wort Tisch. Es ist kein ursprünglich deutsches, sondern nichts andres als das griechisch-lateinische discus, das Wurfscheibe bedeutet. Wenn wir es richtig gebrauchen wollten, müßten wir es dann nicht wieder in dieser Form und diesem Sinne anwenden? Niemand denkt daran. Übrigens hatte das Wort schon, als es zu uns kam, die Bedeutung Schüssel, wie noch heute das englische dish. Die Weiterentwicklung ist: Tischplatte, die auf ein Gestell gelegt wird, dann wird das Gestell einbegriffen; heute verstehen wir darunter sogar Essenszeit (vor, nach Tisch) und das Essen selbst (einen guten Tisch führen, Nachtisch). Das Wort hat also im Deutschen eine ganz selbständige Entwicklung durchgemacht. Andre Sprachen machen es nicht anders; im Französischen gibt es außer disque noch dais Baldachin, im Englischen außer disc noch desk Pult und dais, das heute gewöhnlich Podium bedeutet. So haben sich zahlreiche andre fremde Worte im Deutschen in der Form oder Bedeutung, teils in beidem gänzlich verändert, man vergleiche Speise (spe(n)sa von expendere ausgeben, das wir auch in spenden, spendieren haben), Schüssel (scutella), Bezirk (zu circus), Tiegel (tegula), Bistum aus Bischofstum (zu episcopus). Die Eindeutschung ist also oft vollkommen, und der Abstand von dem fremden Worte ist so groß geworden, daß dieses zum zweiten Male entlehnt werden konnte, ohne daß man den Zusammenhang merkte: Diskus, Zirkus, Episkopat. Das lateinische palatium haben wir sogar in drei verschiedenen Formen: Pfalz, Palast, Palais, von denen die erste völlig, die zweite halb deutsch, die dritte ganz undeutsch ist.

Wie sind solche Veränderungen zustande gekommen? Man hat das

Fremde zunächst in der fremden Form und Bedeutung übernommen. Nun ist aber der Lautvorrat der verschiedenen Sprachen nicht derselbe, und selbst die anscheinend übereinstimmenden Buchstaben werden mehr oder weniger verschieden ausgesprochen: das entlehnte Wort klang also im Munde unsrer Vorfahren nie ganz so wie in der fremden Sprache. Dann aber machte es als Bestandteil der deutschen Sprache im wesentlichen die gleichen Lautwandlungen durch wie das einheimische Sprachgut, und die Bedeutung entwickelte sich oft weiter, wie das ja natürlich ist. Ebenso haben es andre Sprachen mit den fremden Wörtern gemacht. Man könnte sagen, daß sich dieses Verfahren aus der mangelhaften Bildung unsrer Altvordern erkläre. Wären sie lautwissenschaftlich besser geschult gewesen, so hätte es ihnen gelingen müssen, die fremde Lautgestalt getreu nachzuahmen; hätten sie unsre heutige Achtung vor dem fremden Eigentum gehabt, dann hätten sie diese Lautgestalt allen Veränderungen der eignen Sprache zum Trotz bewahrt; sie hätten auch jede Bedeutungsveränderung verhindert oder wenigstens nur genau dieselben eintreten lassen, die das Wort in der fremden Sprache erfuhr. Aber die Unbildung der Deutschen früherer Zeit ging noch weiter. Wenn wir wissen, daß das lateinische Wort arcus Bogen heißt, und was Ballistik ist, so können wir uns auch vorstellen, was eine Arcubal(l)ista sein muß, nämlich eine Bogenwurfmaschine. Der Unwissenheit unsrer Vorfahren verdanken wir es, daß wir für dieses schöne und gelehrte Wort — Armbrust sagen; es ist also volkstümlich umgedeutet worden. So ist aus dem französischen valise Felleisen, aus aventure Abenteuer geworden; Hängematte, das im Niederländischen umgebildet worden ist, geht auf ein südamerikanisches hamaca zurück. Es gibt noch zahlreiche andre Fälle, in denen man sich ein unverständliches Wort dadurch anschaulich gemacht hat, daß man es mit naheliegenden deutschen Wörtern zusammenbrachte. All diese Umdeutungen sind heute feste und unentbehrliche Bestandteile der Schriftsprache geworden. Wir verwerfen sie so wenig wie die erwähnten eingedeutschten Lehnwörter, ja wir schätzen diese Erzeugnisse der Unbildung höher ein als die eigentlichen Fremdwörter. Wir freuen uns, daß die Sprache früher die Kraft hatte, sich fremde Bestandteile so einzuverleiben und anzugleichen, daß sie wirklich deutsche Wörter geworden sind, und statt von Unwissenheit zu reden, loben wir den gesunden Sinn unsrer Väter, die sich wenig darum kümmerten, ob sie es den Fremden recht machten, die vielmehr alles Fremde nach deutscher Weise behandelten.

Diese Auffassung ist zweifellos richtig und sprachgemäß. So wenig aber pflegen sprachgeschichtliche Kenntnisse unsre sprachlichen Anschauungen zu beeinflussen, daß wir diese geschichtliche Erkenntnis durchaus nicht auf unsre gegenwärtigen Verhältnisse anwenden. Obwohl wir einerseits klagen, daß unsre Sprache jetzt nicht mehr die Kraft habe, sich Fremdes wirklich zu eigen zu machen, setzen wir anderseits unsern Stolz darein, die heutigen Fremdwörter „richtig" zu gebrauchen, d. h. geradeso wie in der fremden Sprache. Da ist es freilich kein Wunder, wenn jetzt in der Schriftsprache keine schönen Umdeutungen mehr zustande kommen; aber nicht die Sprache trägt Schuld daran, sondern unsre verbildeten Anschauungen. Wir glauben, ein Recht zu haben, über „falsches Französisch" zu spotten, wenn wir ein französisches Wort in anderm Sinne gebrauchen als die Franzosen. Wenn das französische délicatesse meist Feinheit, Zartgefühl heißt und nur sehr selten Leckerbissen, im Deutschen aber diese letzte Bedeutung die üblichste ist, wenn der deutsche Gebrauch von Coupé, Perron, Offerte, Kuvert und vielen andern Wörtern ganz unfranzösisch ist, so ist dagegen gar nichts zu sagen. Was geht es uns an, wie die Franzosen dieses oder jenes Wort auffassen? Unsre Sprache richtet sich nach unserm Gebrauch, nicht nach dem der Franzosen.

Ebenso ist es mit der Form. Wir haben keinerlei Veranlassung, französische oder englische Wörter nach fremder Weise auszusprechen, wie es heute erstrebt wird. Dieses Bemühen ist schon deshalb zu mißbilligen, weil es niemals sein Ziel erreichen kann. Der Gebildete, der über die falsche Aussprache des einfachen Mannes lächelt, ahnt nicht, daß zwischen dieser und seiner Aussprache gar kein so großer Unterschied besteht, daß er es nur wenig besser macht und daher keinen Grund hat, hochmütig zu sein. Wir alle sprechen die fremden Wörter, die wir gebrauchen, eben nicht „richtig", sondern deutschen sie mehr oder weniger an. Zur Erzielung der echt französischen Aussprache z. B. wäre nicht nur eine viel genauere Kenntnis des französischen Lautsystems mit all seinen Feinheiten erforderlich, sondern auch in jedem einzelnen Falle eine außerordentliche Willensanstrengung und Anspannung der Sprachwerkzeuge, um mitten in einem deutschen Satze für ein einziges Wort zu einer so völlig undeutschen Aussprache überzugehn. Kurz, dieses Ziel ist unerreichbar. Wem es doch ab und zu gelänge, der würde nicht etwa als Sprachkünstler bewundert werden, sondern den Zuhörern höchst lächerlich vorkommen, weil sich ihr gesundes Sprachgefühl gegen diese unwürdige Französelei auflehnen würde. Man mache die Probe! Daß wir die Feinheiten fran-

zösischer Aussprache in deutscher Rede nicht gut nachahmen können, läßt sich eigentlich nur mündlich beweisen, weil sich diese feinen Lautfärbungen schwarz auf weiß nicht überzeugend darlegen lassen; auf einige grobe Abweichungen aber sei hingewiesen, wobei auch einige nicht aus dem Französischen stammende Wörter mit angeführt werden mögen.

Im größten Teile von Deutschland werden niemals französische Nasenlaute gesprochen, sondern dafür die entsprechenden deutschen Laute eingesetzt; viele, vielleicht die meisten Deutschen glauben ja allen Ernstes, daß diese Nasale aus Vokal und n oder ng bestehen. Wer also zu fein ist, um mit dem deutschen Gegenstück zufrieden zu sein, der sagt dafür meist Pangdang; ebenso sagt man Bongbong, Pongtong, Satäng usw. Manchmal sprechen wir dafür einfach n: Portion, Finanz, ja in zwei Wörtern das halb und ganz Deutsche nebeneinander: Pangsion und Schampinjong. In der Endung -eur sprechen wir eu wie deutsches ö: Redaktör, Mallör; das stumme End-e sprechen wir als deutsches e aus: Etage, Kolportage. — Ein so einfacher Unterschied wie der zwischen französischen und deutschen p, t, k ist in Deutschland außerhalb des Kreises der Fachmänner nahezu unbekannt; wir sprechen die drei Laute im Wortanfang meist mit einem starken Hauch, also ph, th, kh, die Franzosen ohne ihn, und das gibt einen recht auffälligen Klangunterschied. Der Deutsche spricht also nicht Pangdang, sondern Phangdang, d. h. er spricht das Wort bis auf die Betonung ganz deutsch. Wir glauben, das französische j (g) richtig zu sprechen, nämlich als den stimmhaften (weichen) Laut zu unserm sch, und täuschen uns darin vollständig. Wer im Zusammenhange Jackett, Journal, Genie ausspricht, der spricht entweder ein deutsches sch oder doch einen Laut, der ihm nahe steht, er spricht nicht den stimmhaften französischen Laut, der uns geziert und komisch klingt. Wir sprechen das als z geschriebene stimmhafte s wie deutsches z aus: bizarr, das ll fälschlich als lj: Bataljon, Biljet, Talje, als bloßes l: Artillerie; s im Anlaut stimmhaft statt stimmlos: Salon, Saison; sp und st als schp und scht: spekulieren, speziell, Station, Stil; v als f: Vers, Nerv. Wir sprechen stumme Konsonanten aus; h in: (die) Honneurs (machen); auslautende in: Galopp, deliziös, Grenadier, Rapport; das stumme Mehrzahl-s: Chefs, Fauteuils, ja wir schreiben und sprechen s, wo im Französischen gar keins steht: Bureaus, Rouleaus oder bilden die Mehrzahl ganz deutsch: Chaisen, Chausseen. Ignorieren sprechen wir weder lateinisch noch französisch, sondern sagen: ingnori-ern. Bei manchen Fremdwörtern ist es gar nicht leicht, die „richtige“

Aussprache überhaupt festzustellen, weil man nicht recht weiß, nach welcher Sprache man sich richten soll, so bei den Hauptwörtern auf -tät, wie Universität, Qualität. Die lateinischen Formen universitas, qualitas liegen zugrunde, aber die Wörter sind durch die Franzosen zu uns gekommen, und diese sagen université und qualité! Wahrscheinlich geht die Endung -tät auf eine französische Mundart zurück. Auch wunderliche Vermischungen und Irrtümer kommen vor: Humor stammt aus dem Lateinischen, wird aber nach vornehmer französischer Weise auf der letzten Silbe betont. Die Bühnenaussprache von monsieur ist mosiö́, eine Aussprache, die in Frankreich nur Heiterkeit erregt; man spricht m^{e}siö́ oder m'siö́.

Wir haben uns im wesentlichen auf französische Wörter beschränkt, aber natürlich ist es mit griechischen, lateinischen, englischen, italienischen, spanischen nicht anders. Jedes wirklich gebräuchliche Fremdwort muß den deutschen Lautgesetzen seinen Zoll bezahlen. Statt Psalm sagen auch Gebildete vielfach Zalm, d. h. sie ersetzen die undeutsche Verbindung ps durch das uns geläufige ts (z). Früher machte man es noch einfacher und sagte Salm, ebenso wie wir noch heute Sittich von psittacus; freilich ist die gelehrte Form Psalm in der Schrift wieder durchgedrungen. Die Abschwächung oder Unterdrückung vor- und nachtoniger Silben zeigt sich noch heute wie vor Hunderten von Jahren; wir sprechen in der Regel Intresse, Offzier, Kaptän, Apturienten, Biblothek, zollog(i)scher Garten, Exam, Dokter, Professer, Infantrie; ein so widerspenstiges Wort wie Religion erscheint in der Schule im Munde von Lehrern und Schülern meist als Reljon. Wir erkennen also mit voller Klarheit: unsre Sprache besitzt noch dieselbe Kraft wie früher, noch immer wird alles Fremde stark angedeutscht. Der Unterschied ist nur der, daß heute die große Menge der Gebildeten so viele fremdsprachliche Kenntnisse und so wenig gründliche Kenntnis der Entwicklungsgeschichte der Muttersprache besitzt, daß es ihr ein erstrebenswertes und erreichbares Ziel scheinen kann, die Gesetze der fremden Sprache zu erfüllen, wenn auch dabei denen der eignen Gewalt angetan wird. Wo man auf einen Ansatz zur Eindeutschung aufmerksam wird, da mißbilligt man sie grundsätzlich und sucht dagegen anzukämpfen; immer wird so der Zusammenhang der fremden Wörter mit der fremden Sprache aufs neue hergestellt. Zum Glück merken wir nur das Allergröbste, daher kann die Angleichung nicht ganz verhindert werden, sondern langsam weitergehn. Die früher nicht seltene lateinische Abwandlung von Publikum (dem hochverehr-

lichen Publiko) wirkt heute nur noch komisch; das biblische: des Evangelii, dem Evangelio kommt nicht mehr vor, ja, man sagt schon häufig: im Jahre 1914 nach Christus, statt: nach Christo; die italienische Beugung von bravo, der man bei den Romantikern noch begegnet, wobei man einer Sängerin brava, mehrerern brave zuruft usw., ist heute unmöglich. Cassa wird durch Kasse verdrängt, es scheint lächerlich, wenn sich jemand statt Mechaniker und Optiker Mechanikus und Optikus nennt, der Musiker steht höher als der Musikus und der Musikant. Infanterie, Artillerie, Kavallerie werden jetzt fast stets auf der ersten Silbe betont, ganz wie deutsche Wörter. — Auch in der Schrift dringt die deutsche Weise vor: das fremde c wird meist durch k und z ersetzt (Kakao, Zigarre, Konzert), ou durch u (Bluse, Kusine, Kuvert), ai durch ä (Militär, Kapitän); man vergleiche auch Likör (la liqueur), Gruppe (le groupe), Kontrolle (le contrôle), Leutnant (lieutenant), Kontor (comptoir), Schokolade (Chocolade), Koks (coke oder coak), Keks (cake). Im Gegensatz zur amtlichen Schreibung finden sich häufig o für eau (Büro, Bürokrat), ö für eu (Redaktör), f für ph (Telefon, Fotograf).

Nur den volkstümlichen Umdeutungen wird heute das Eindringen in die Schriftsprache fast unmöglich gemacht, weil wir die danebenstehende fremde Form zu gut kennen; sobald aber der Zusammenhang zwischen beiden nicht mehr gefühlt wird, kann die Verdeutschung aufgenommen werden: das Wort Kater (= Katzenjammer) ist eine köstliche Umdeutung des 19. Jahrhunderts aus Katarrh. In den Mundarten finden sich Beispiele in Hülle und Fülle, jedem ist aus seiner heimischen das eine oder das andre bekannt; ich erwähne: Musiksteine (Mosaiksteine), Sießchen oder Süßchen (Saucisse), mordsackrieren (massakrieren), Trittuar (Trottoir). Auch die fremdartigsten Fremdlinge werden bezwungen; dafür nur einen Fall: als vor einer Reihe von Jahren der amerikanische Tanz Washington Post zu uns kam, hörte ich ihn in einem Dorfe, wo er viel getanzt wurde, allgemein und in vollem Ernst Schinkenpost nennen.

Lehrreich ist auch unser Verhalten fremden Eigennamen gegenüber. Wir betrachten dabei nur solche, die wir wirklich als Bezeichnung für Ausländisches empfinden, sehen also z. B. von eingebürgerten fremden Vornamen (Hans, Peter, Paul) ab. Da wir solche fremde Namen, ohne daß sie eigentlich Bestandteile unsrer Sprache sind, häufig gebrauchen müssen, so heißt es auch Stellung zu ihnen nehmen. Es ist ein natürliches Gefühl, das uns Achtung vor jedem Namen gebietet, kein weniger natürliches fordert aber auch Achtung vor der Muttersprache. Sicherlich

hatten unsre Vorfahren die Absicht, die fremden Eigennamen in ihrer ursprünglichen Form wiederzugeben, aber wir wissen ja, daß eine unbedingte Genauigkeit unmöglich ist, und so ist denn oft eine schon der Schrift nach stark eingedeutschte Form herausgekommen. Man betonte meist die erste Silbe, wenngleich je nach der Stärke des fremden Einflusses auch die fremde Betonung wieder vordringen konnte. So haben die älteren Fremdnamen innerhalb Deutschlands ihre fremde Form zum großen Teil verloren (Köln, Koblenz, Trier), aber auch ausländische zeigen bedeutende Abweichungen von ihrer heimischen Gestalt, so das alte Bern für Verona und die heutigen Kopenhagen, Rom, Turin, Venedig, Mailand, Lissabon, Warschau, Paris (mit gesprochenem s) u. a. Wir gebrauchen zwar diese Formen noch, billigen aber nicht mehr das Verfahren, durch das sie entstanden sind, und betrachten im allgemeinen die „falsche" Aussprache eines fremden Eigennamens als groben Verstoß, als Mangel an Bildung. Sprachgeschichtlich berechtigt ist dieser Standpunkt nicht, er sieht aber sehr wissenschaftlich aus und scheint daher, trotz mancher Gegenströmung, immer weiter anerkannt zu werden. Schon gehen deutsche Kartenwerke so weit, die guten deutschen Namen nur noch in Klammern und kleiner Schrift neben die „richtige" fremde Form zu setzen, sie machen sogar Verhunzungen oder Übersetzungen deutscher Namen in Rußland und Ungarn mit. Vielleicht bringen wir es noch so weit, daß wir statt Frankreich, Spanien, Ludwig XIV. sagen la France, España, Louis quatorze, in einer Übersetzung aus dem Französischen kann man schon vom Prinzen Eugène lesen. Wenn eine Stadt in den Besitz eines andern Volkes übergeht, so ändert man sogleich den Namen: auf der Karte von Afrika in dem kleinen deutschen Kolonialatlas (herausgegeben auf Veranlassung der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin 1913) liest man für Timbuktu, Wagadugu, Senegal, Ubangi: Tombouctou, Ouaghadougou, Sénégal, Oubangui. Seit die Engländer Aden besitzen, spricht der gebildete Deutsche das Wort nicht mehr wie es geschrieben wird, sondern auf englische Weise Eden. Aber er spricht es mit dem schönsten deutschen e! Und dies führt uns wieder darauf, uns zu erinnern, daß wir auch bei größtem sprachlichen Wissen niemals die fremde Art mitten im deutschen Satze genau nachahmen können.

Wer danach strebt, der sucht sich gewöhnlich etwas ganz Auffälliges heraus und glaubt dann richtig zu sprechen. Was dabei herauskommt, ist ein klägliches Deutschfranzösisch, -englisch usw. Der auffälligste Unterschied zwischen französischer und deutscher Aussprache des Namens Na-

poleon scheint der Nasenlaut zu sein, den die Franzosen sprechen; als feingebildete Deutsche sagen wir also Naphóljong oder Naphólįong, wobei į das kurze konsonantische i oder schwache j bedeuten soll, das wir fast immer an dieser Stelle sprechen. In dieser Lautmasse kommen dann tatsächlich einige dem Französischen ähnliche Laute vor, aber die Franzosen sprechen das a heller, das p ohne Hauch, das o offen, das e wirklich als é, das on rein nasal. Ebenso glauben wir Rousseau, Zola und London französisch und englisch zu sprechen, indem wir Rúsſo, Sōlā und Lond(e)n sagen und täuschen uns ebenso. Wenn aber bei Namen aus diesen beiden Sprachen sich Schwierigkeiten herausstellen, wie wird es erst mit italienischen, spanischen, türkischen, chinesischen? Ein bequemes Mittel ist es oft, alles französisch auszusprechen, d. h. angeblich französisch, also Mongte Rosa, Dongkischott, Donschuang. Sonst aber greifen wir wieder ein einzelnes Merkmal auf, sprechen das Wort demgemäß und glauben dann türkisch oder chinesisch zu sprechen. Wenn die sich ergebende Aussprache auch meist wunderlich, oft ganz unsinnig ist, so bleibt uns doch das erhebende Bewußtsein, wissenschaftlich auf der Höhe zu sein. In allen Zweifelfällen aber gilt der Grundsatz: sprich nur nicht deutsch, sondern irgendwie fremdartig, je mehr, desto besser. Wenn ein Weltreisender einen Vortrag hält, so machen wir dabei regelmäßig die Erfahrung, daß er die Namen des von ihm besuchten Landes, auch ganz bekannte, in einer uns völlig neuen, fremden Weise spricht: darin besteht ein Teil seiner Überlegenheit, dadurch macht er auf uns tiefen Eindruck. Wenn wir dann befriedigt nach Hause gehen, so stellt die Erwerbung der neuen Aussprache nicht den unwesentlichsten Teil unsres Gewinns aus dem Vortrage dar, und wir versäumen keine Gelegenheit, unser Wissen zu verbreiten. Nur auf einen Gedanken kommen wir nicht: den Gesetzen unsrer Muttersprache gemäß zu reden. Sogar die Namen unsrer eignen überseeischen Besitzungen entdeutschen wir möglichst; wir sprechen oft Kamerún, Togó, ja wir schreiben Kiautschou statt des einzig natürlichen Kiautschau, worauf denn viele das Wort halbfranzösisch aussprechen: Kiautschú; auch auf der Bühne wird diese undeutsche Aussprache gefordert. Es kommt endlich sogar vor, daß wir ausländischer sind als die Ausländer. In der Zeitung liest man: Die Times schreiben, sagen, obwohl schreibt, sagt viel näher läge; aber wir wissen, daß Times Mehrzahl ist! Die Engländer aber sagen unbedenklich: The Times says.

Man führe zur Entschuldigung dieser Gelehrttuerei nicht an, daß ja unser gegenwärtiger Gebrauch unfolgerichtig sei, da er die Namen bald

ganz, bald teilweise eindeutsche; unbedingte Folgerichtigkeit auf allen Gebieten liegt einmal nicht im Wesen der Sprache, die durch den Gebrauch bestimmt wird. Der natürliche Zustand ist, daß jede Sprache sich die fremden Eigennamen bis zu einem gewissen Grade zurechtmacht und angleicht; wie weit diese Angleichung geht, hängt von der Häufigkeit und Volkstümlichkeit des Wortes ab; der Gebrauch gibt in jedem Falle Auskunft. Gegen diesen Gebrauch anzugehn, um eine völlige Richtigkeit im Sinne einer fremden Sprache zu erzielen, ist sprachwidrig und würdelos; es ist ein eitles und verwerfliches Unterfangen, weil es der Muttersprache Gewalt antut, ohne doch der fremden Sprache wirklich Genüge zu tun. — Man sage auch nicht: sollen wir denn nun Bordeaux und Shakespeare buchstäblich aussprechen? Das würde unserm Sprachgebrauch ebenso zuwiderlaufen, da wir bei beiden Wörtern eine leidlich französische und englische Aussprache haben; mit der aber sollen wir zufrieden sein, ohne die Gesamtheit der Sprachgenossen zwingen zu wollen, sich eine fremdere, bis zu 99/100 richtige Aussprache anzueignen. Wir haben keinen Grund, es als ungeheuerlich anzusehen, wie andre Völker mit klassischen Namen umspringen, wie die Italiener statt Sisyphus Sisifo, die Franzosen statt Titus Livius Tite-Live sagen und die Engländer Psyche als Ssaiki aussprechen. Wir sagen auch nicht Homeros, Virgilius, Terentius und sprechen dabei noch manche mundartliche Eigentümlichkeit, ohne es zu ahnen.

Besonders wichtig sind die Fälle, wo ein bisher unbekannter Ort plötzlich eine gewisse Bedeutung erlangt, wie in den letzten Jahren Algesiras und Agadir, weil wir es da noch ganz in unsrer Gewalt haben, welche Aussprache wir einführen wollen; zerbrechen wir uns dann nicht den Kopf, stellen wir keine langen Erörterungen an, sondern sprechen wir, wie es uns am bequemsten ist. Sollten sich dabei auch einmal mehrere Möglichkeiten ergeben, so ist das kein Unglück, schwankt doch selbst die Aussprache vieler deutscher Namen: während die meisten Deutschen Grávenstein sagen, nennen die Einwohner selbst ihre Stadt Gravenstéin. Bleibt ein ausländischer Ort dauernd bekannt, so pflegt sich ganz von selbst eine deutsche Aussprache durchzusetzen; wir bilden uns vielleicht ein, Sedan französisch auszusprechen, aber wer sagt Sſᵒdã? Gewöhnlich hört man Séedang, auch Séedann, und niemand wird bestreiten, daß wir ein Recht zu dieser Eindeutschung haben. — Überhaupt läßt sich bei vielgebrauchten Fremdnamen in Form und Aussprache ein gewisser Fortschritt erkennen. Wer nennt die Japaner heute noch Japanesen? Und

gerade in unsern Tagen beobachten wir, daß sich für albanesisch und brasilianisch wegen des häufigen Vorkommens beider Wörter albanisch und brasilisch einbürgert. Da wir die Stadt Valparaiso nicht sehr oft nennen, so begnügen wir uns damit, -aiso zu sprechen statt -a-ísso; im Munde deutscher Seeleute aber, die den Namen häufiger aussprechen, wird daraus die schöne Form Válprais.

Noch ein letztes könnte eingewendet werden: die Eindeutschung in Ehren, eine völlige Verdrehung des Wortes wie in Mailand ist doch zu mißbilligen? Gewiß wollen wir nicht durchgängig fremde Namen umdeuten, wo aber die Entwicklung diesen Weg gegangen ist, da ist nichts dagegen zu sagen. Es sprechen in Europa viel mehr Menschen Mailand als Milano. Übrigens ist dieses Beispiel lehrreich für die Untersuchung des Begriffs der Sprachrichtigkeit. Im Mittelhochdeutschen lautet die von dem italienischen Milano stammende Form Mīlan. Daraus ließe sich die heutige Gestalt rein lautlich erklären; ī wird zu ei wie mīn zu mein, ai ist oberdeutsche Schreibung. Das auslautende d ist nicht ungewöhnlicher als das in niemand (zu Mann) und Mond (zu Mon-tag, engl. moon). Trotzdem ist kein Zweifel, daß der Gedanke an Mai und Land dabei wesentlich mitgewirkt hat. Gut deutsch ist das so entstandene Wort, aber geht eine derartige Umwandlung nicht doch zu weit, wäre es nicht wenigstens in diesem einen Falle angebracht, zur italienischen Form zurückzukehren? Milano ist doch jedenfalls echter und ursprünglicher? Wenn wir uns fragen, wie die Italiener zu dieser Form gekommen sind, so finden wir, daß sie aus dem lateinischen Mediolan(i)um entstanden ist, d. h. Milano ist gar nicht das ursprüngliche und echte Wort, sondern die volkstümliche Umformung, ja Verstümmlung eines ganz anders klingenden lateinischen! Wollen wir nun als gründliche Deutsche auf diese Form zurückgehn, die zwar heute kein Mensch mehr versteht, die aber doch wirklich die ursprüngliche und richtige ist? Ehe wir uns dazu entschließen, sehen wir uns das lateinische Wort lieber noch einmal genauer an. Es gab im Altertum mehrere Städte dieses Namens, alle auf keltischem Gebiet; wir gehen also wohl nicht fehl in der Annahme, daß ihnen allen eine bestimmte keltische Form zugrunde liegt. Aber Mediolanum sieht doch gar nicht keltisch, sondern gut lateinisch aus? Freilich, und wir schließen daraus, daß auch diese gelehrte und anscheinend einzig richtige Wortform nichts andres ist als eine römische Umformung oder Umdeutung eines keltischen Wortes! Also die Römer, deren Sprache uns heute so feierlich und ehrwürdig scheint, die Römer haben dasselbe getan wie die Italiener und Deutschen nach

ihnen, sie haben ohne viel Federlesens sich unrömische Namen bequem zurechtgemacht. Wagen wir es noch auszusprechen, daß die „richtige" Form die zugrundeliegende keltische ist? Wir wissen nicht, welche Veränderungen diese durchgemacht haben mag, aber wir sehen klar und deutlich, was es mit der Richtigkeit im Gebrauch fremder Eigennamen auf sich hat.

5. Sprachgebrauch.

Die letzte Betrachtung hat uns dem Ziele unsrer Untersuchung beträchtlich näher gebracht. Wenn wir uns jetzt noch einmal die geschichtliche Entwicklung vergegenwärtigen, dann erhalten wir die Antwort auf die Frage, was Sprachrichtigkeit ist. Da die Sprache sich beständig umwandelt, da sie zu jedem Zeitpunkte ein andres Bild bietet, so können nur die Regeln, denen sie jeweilig gehorcht, die Gesetze für die Richtigkeit darstellen; oder da Menschen die Sprache gebrauchen, da sie ohne Menschen undenkbar ist und eben durch deren Einfluß fortwährend anders wird, so kann kein außerhalb der Sprache schwebender Grundsatz, sondern allein der jeweilige Gebrauch der Menschen die Richtschnur sein. Wir kommen also zu der vorläufigen Feststellung: richtiges Deutsch ist für uns dasjenige, das dem Gebrauche der jetzigen Deutschen entspricht. Für alle Fälle, in denen Einheitlichkeit herrscht, ist diese Regel völlig klar und einfach: was allgemein gebraucht wird, ist unbedingt richtig und gut deutsch; was jedem deutschen Gebrauche zuwiderläuft, ist ohne Einschränkung falsch und undeutsch. Die Frage nach der Sprachrichtigkeit wird aber besonders häufig aufgeworfen wegen der zweifelhaften Fälle, und hier kann die Antwort, die sich aus der Sprachgeschichte ergibt, nur lauten: es entscheidet der Gebrauch der Mehrzahl oder desjenigen Volksteils, der vermöge seines Einflusses seinen Sprachgebrauch durchsetzen kann. Da die Gebildeten die Sprache in weiterem Umfange zu kennen und zu gebrauchen pflegen, so läßt sich im allgemeinen sagen: der Maßstab für die Richtigkeit ist der Sprachgebrauch der Mehrzahl der Gebildeten. Daraus ergibt sich von selbst die Ablehnung der Forderung, irgendwelche von der Entwicklung überholte Sprachformen gewaltsam wieder herzustellen, weil die Art der Entwicklung einem einzelnen nicht gefällt.

Es leuchtet ein, daß dies kein für jeden Fall völlig sicherer Maßstab ist; aber wenn schon irgend jemand einen bessern, jeden Zweifel ausschließenden gefunden und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hätte, dann gäbe es keinen Streit über sprachliche Fragen mehr. Wir wollen viel-

mehr erkennen, warum dem so ist und warum es nicht anders sein kann. Das Aufhören aller Sprachentwicklung können wir nicht wünschen, da es einen völligen geistigen Stillstand unsres Volkes bedeuten würde. Nun ist aber Entwicklung ein Anderswerden, und ein solches ist nicht anders zu denken, als daß in vielen Fällen ein Neues neben ein Altes tritt und es allmählich verdrängt; in jedem Augenblick der Entwicklung muß also in zahlreichen Punkten Schwanken herrschen. Wenn wir daher auch heute öfter zwei Möglichkeiten haben, so haben wir keinen Grund, darüber zu klagen, sondern wir finden, daß dies der regelrechte Zustand ist. In der Grammatik jeder toten oder lebenden Sprache lesen wir vielfach nach Angabe einer Regel: „Daneben erscheint nicht selten ..." und nun wird ein abweichender Gebrauch genannt — es kann eben nicht anders sein. Wir wissen also, was wir von Klagen über die Unfestigkeit und Unfertigkeit unsrer Muttersprache zu halten haben: sie kann gar nicht in allem fest sein und ist niemals fertig. Wenn von den Vertretern der Anschauung, daß unser Deutsch heute verfalle, gesagt wird, früher sei alles schön und gut gewesen und erst in neuerer Zeit sei eine heillose Verwirrung eingerissen, so genügt eine kurze Überlegung, um die Unhaltbarkeit dieser Ansicht darzutun. Die Sprachentwicklung alter Zeit geschah unter sprachlich gänzlich ungebildeten Menschen, Volkssprache und Schreibsprache waren kaum, jedenfalls nicht in dem Maße wie heute geschieden, niemand hatte die Regeln der Sprache wissenschaftlich erforscht — und doch ist diese Entwicklung in unsrer gelehrten Zeit Gegenstand des ernstesten Studiums der Sprachforscher, ohne daß diese dabei die Vorgänge selbst für niedrig und lächerlich erklärten, und doch ist dabei die Sprache Walthers von der Vogelweide, Luthers und schließlich Goethes herausgekommen. Heute aber, wo sprachliches Interesse und sprachwissenschaftliche Kenntnisse unzweifelhaft viel größer sind als früher, wo es eine große Zahl feingebildeter Sprachfreunde gibt, die die Entwicklung sorgfältig beobachten und, wenn sie es für nötig halten, ihre Stimme erheben — heute soll die Sprache verkommen. Aber ähnliche Klagen sind schon früher laut geworden; immer gibt es Menschen, die sich nicht darein finden können, daß etwas anders werden will, als sie es gewöhnt sind, daß ihr persönlicher Sprachgebrauch nicht allgemein als Regel anerkannt wird. Geht es heute besonders schnell vorwärts, so hängt das mit dem außerordentlichen Aufschwunge unsres Volkes zusammen und ist nicht zu bedauern.

Es ist ferner ein Irrtum zu glauben, daß es mit andern neueren Sprachen, z. B. dem Englischen und Französischen, anders stände. Diese

Anschauung erklärt sich aus ungenügender Beobachtung dieser Sprachen und vielleicht auch daraus, daß wir sie nach bestimmten in unsern Schulgrammatiken verzeichneten Regeln lernen. Da erscheint alles klar und fest, auch die Ausnahmen scheinen geregelt. Aber der Ausländer, der Deutsch lernt, lernt es in derselben Weise, auch er findet überall feste Regeln, denn in Grammatiken für Ausländer spielen die Schwankungen keine große Rolle. Tatsächlich herrscht auch im Englischen und Französischen an vielen Stellen Unsicherheit infolge des Fortgangs der Entwicklung. Im Englischen ist das Schwanken auf vielen Gebieten besonders auffällig, und man braucht nur den alten Gesenius mit einem guten neueren englischen Lehrbuche zu vergleichen, um die Widerspiegelung der Sprachentwicklung selbst in den naturgemäß zurückhaltenden Schulbüchern aufs deutlichste wahrzunehmen. Im Französischen ist es nicht anders; die wichtigsten und klarsten Regeln über den Teilungsartikel, die Zeitenfolge und andre sehen heute nicht mehr so aus wie in der ersten Auflage des Ploetz von 1847, ganz zu schweigen von dem tatsächlichen Gebrauche der guten zeitgenössischen Schriftsteller. Welcher deutsche Lehrer des Französischen hätte vor 30 Jahren solches Französisch durchgehn lassen: des bons fruits, je voudrais que tu m'accompagnes, il est plus âgé que je croyais, j'aime beaucoup me baigner! Wenn im Deutschen die Schwankungen besonders zahlreich sind, wenn selbst innerhalb der Wortbiegung nicht alles fest ist, ist das ein Wunder? Die Franzosen z. B., die beim Hauptwort und Beiwort keinen Unterschied zwischen starker und schwacher Abwandlung und keine Kasusendungen kennen, die die Mehrzahl einfach durch Anhängung von -s bilden, sie können natürlich von manchen Schwierigkeiten des Deutschen nichts wissen; aber diese Schwierigkeiten sind ja gerade die Folge des gerühmten Vorteils unsrer Muttersprache, daß sie noch eine reichere Biegung hat. Freilich herrscht in Frankreich und England vielfach dieselbe Verkennung des Wesens der Sprachentwicklung. Auch die Franzosen sind schnell bei der Hand mit dem Ausspruche: das ist nicht französisch, wenn ihnen etwas nicht recht geläufig ist, auch bei ihnen gibt es heute, wo man mehr als je über seine Sprache nachdenkt, wohlmeinende Sprachfreunde, die ein Einschreiten gegen die zunehmende Zersetzung der Sprache fordern. Die englischen Zeitungen sind voll von beweglichen Klagen über die Sprachverwilderung in der Gegenwart, über die Verdrängung der „reinen Vokale" durch die gemeinen Laute der Volkssprache und andres, ja, auch hier verweist man bisweilen auf das Französische und Deutsche, wo alles

so viel besser sei — denn fest und fertig und wohlgeordnet ist immer nur die andre, die fremde Sprache, die man nicht genügend kennt. Auch in den alten Sprachen zeigen sich tausend Unregelmäßigkeiten und Schwankungen — kurz, es gibt Gradunterschiede, aber im wesentlichen sind diese Dinge in allen Sprachen gleich. Wir mögen uns daher trösten; unsre liebe Muttersprache ist nicht im Verfall begriffen, sondern wächst und blüht fröhlich weiter.

Wie verhalten wir uns nun Sprachschwankungen gegenüber? Wir haben gefunden, daß in solchen Fällen das Verlangen nach einer schroffen Entscheidung nicht immer berechtigt ist, besonders nicht, wenn sich die beiden streitenden Parteien gerade die Wage halten, daß ein einfaches Richtig oder Falsch oft der Entwicklung Gewalt antut. Wir müssen uns damit abfinden, daß es eben zwei Möglichkeiten geben kann und von Fall zu Fall nach unserm Sprachgefühl entscheiden. Für die Schriftsprache, auf die von allen Seiten die verschiedensten Einflüsse eindringen, ist in bezug auf grammatische Änderungen Zurückhaltung geboten; sie kann nicht jede landschaftliche Entwicklung oder Eigenheit annehmen und muß abwarten, bis eine Erscheinung so allgemein geworden ist, daß sie sich nicht mehr ausschließen läßt. Wenn wir uns in der Schriftsprache meist für den älteren Standpunkt entscheiden, für den Brief und die vertrauliche Rede gelegentlich für den jüngeren, so liegt darin schon, daß wir den einen als den schriftsprachlichen, den andern als den mehr mundartlichen betrachten. In allen ernstlich auch in der Schriftsprache streitigen Fällen heißt es Duldung üben; z. B. hat gegenwärtig niemand mehr das Recht, das Weglassen eines Dativ-e als groben Fehler zu bezeichnen. Es wird bisweilen gesagt, wir sollten, ohne die Sprache zu knebeln, wenigstens für das jetzige Geschlecht die Schwankungen regeln, das folgende möge dann festsetzen, was ihm gut dünke. Dabei liegt ein offenbarer Trugschluß vor. Wenn wir heute den strittigen Punkt regelten, so würden wir die Regel selbstverständlich vor allem in der Schule durchsetzen, d. h. sie dem neuen Geschlecht aufzwingen wollen; dieses würde, wenn unsre Absicht gelänge, diese von ihm für allein richtig gehaltene Regel wieder auf das nächste Geschlecht übertragen, wobei denn doch eine Knebelung der Sprache herauskäme. Selbst daß ohne jede bewußte Regelung und Gewaltsamkeit der augenblicklich wirklich herrschende Zustand zur dauernden Regel erhoben werde, ist nicht zu billigen. Es gibt z. B. über das Dativ-e eine ganze Reihe trefflicher und dankenswerter Untersuchungen. Man hat nun versucht, auf Grund dieser Arbeiten eine Regel aufzustellen, die annähernd

dem jetzigen Gebrauche entspricht, aber nur annähernd, wie es bei dem herrschenden Schwanken nicht anders sein kann; sie besteht aus einem Hauptteil mit drei Ausnahmen und zwei Anmerkungen und umfaßt mit den zum Verständnis unbedingt nötigen Beispielen etwa 380 Worte. Wenn sie in der Schule gelehrt würde, so wäre dazu viel Zeit und Arbeit nötig, und die Schüler hätten sich schließlich eine Regel eingeprägt, die nach wenigen Jahren vielleicht gar nicht mehr gültig ist, und von der ihnen überall Ausnahmen begegnen würden. Ebensowenig annehmbar ist es, wenn von andrer Seite gefordert wird, man solle das Dativ-e möglichst bald ganz beseitigen, denn auch das entspräche nicht dem Gebrauche und würde dem Sprachgefühl von Millionen ins Gesicht schlagen. Es gibt eine viel einfachere Regel dafür, die für jeden Fall richtig ist: schreib, wie du sprichst! Wer überhaupt nicht auf diese Frage aufmerksam gemacht worden ist, der schreibt unbedenklich den Dativ nieder, wie es seinem Sprachgefühl entspricht, sei es mit, sei es ohne -e, und er kann dabei niemals einen groben Fehler begehn.

Der Gebrauch also ist Herrscher im Reich der Sprache. Wer gut Deutsch lernen will, der muß sich bemühen, den schriftsprachlichen Gebrauch gründlich zu erlernen. Je gewählter und sorgfältiger er schreiben will, desto mehr wird er sich fernhalten von freierem, mundartlichem Gebrauch, von Neuem, das noch nicht durchgedrungen ist. Aber dieses Volkstümliche und Neue wollen wir nicht als gemein und undeutsch hinstellen, es ist in vielen Fällen frischer, kräftiger, wirksamer und muß als wertvolles Ausdrucksmittel ebenfalls geschätzt werden. Wenn uns bisweilen das vordringende Neue nicht gefällt, so brauchen wir darum nicht zu fürchten, daß die Sprache verfalle. Unsre Nachkommen, die dieses Neue fest und fertig überliefert bekommen, finden gar nichts Tadelnswertes mehr darin, so wenig wie wir an dem uns Vertrauten. Selbst mit Dingen, die beim ersten Blick grobe Fehler scheinen, werden wir durch den allmächtigen Gebrauch ausgesöhnt. Der Genetiv von guter Mann heißt gutes Mannes oder guten Mannes, guter Mannes wäre falsch: und doch bilden wir alle von jedermann den Genetiv jedermanns. Trotzdem wäre das Wort falsch hier zwar bequem, aber durchaus nicht berechtigt, nicht nur weil etwas allgemein Gebräuchliches nie falsch ist, sondern weil die Sprache dieser Bildung einen selbständigen Sinn verliehen hat. Jedermann wird als ein fester Begriff gefaßt und daher nur am Ende gebeugt; könnte der erste Bestandteil eine ganze Reihe verschiedener Endungen annehmen, so wäre der Zusammenhang zwischen beiden Teilen

gelockert, wir hätten nicht den Eindruck eines einzigen Begriffs. Wir brauchen nur einmal den Genetiv: jedes Mannes auszusprechen, um zu entdecken, daß das etwas ganz andres ist, d.h. die Sprache hat durch den scheinbaren Fehler eine wertvolle Bereicherung erfahren. — Wer entdeckt heute noch einen groben Fehler in den Sätzen: ich habe keinen Einfluß auf sein Verhalten; es hat großen Eindruck auf mich gemacht? Ein Blick auf die Worte Einfluß und Eindruck läßt uns erkennen, daß es eigentlich heißen müßte: Einfluß und Eindruck in, nicht auf etwas. Noch Schiller sagt: einen gefährlichen Einfluß in die öffentlichen Beratungen. Aber der Gebrauch hat schließlich immer recht, aller theoretischen Weisheit zum Trotz; denn in ist hier und noch bei einigen andern Wörtern deshalb durch auf verdrängt worden, weil die ursprüngliche sinnliche Bedeutung des Einfließens und Eindrückens sich verloren und einer allgemeineren, für die Sprache heute unentbehrlichen Platz gemacht hat.

Wir haben keinen Grund, diesen Zustand zu beklagen. Warum sollte über die Sprache eines Volkes etwas andres entscheiden als eben der natürliche Sprachgebrauch dieses Volkes? Dabei ist früher kein Wirrwarr entstanden, als noch niemand die Sprache zu meistern versuchte, und der herrscht auch heute nicht. Bei dem unendlichen Gebiet, das eine Sprache umfaßt, läßt sich gar nicht alles regeln und festlegen. Es wäre auch nicht anders, wenn es nach dem Willen der Spracheiferer ginge: wenn jeder von ihnen seinem Willen in einem gewissen Kreise Geltung verschaffte, so würde doch die größte Mannigfaltigkeit herrschen, weil sie in sovielen Punkten verschiedener Meinung sind; die gegenseitige Erbitterung dieser feindlichen Schulen wäre eine schlimme Zugabe. Nein, unsre Sprache bedarf der Freiheit und Duldung; weder die Verbindung mit der lebendigen Umgangssprache noch mit den Mundarten darf ganz abgebrochen werden, wenn sie nicht völlig erstarren soll. Sie fordert liebevolle Beobachtung und Verständnis. Was auf den ersten Blick falsch und undeutsch erscheint, das ist gar oft schätzbares altes Sprachgut und bietet immer eine anziehende Seite. Wenn wir uns in die Sprache der Kinder, des Mannes auf der Straße, der verschiedenen Stände vertiefen, überall finden wir Dinge, die Nachdenken verdienen, nirgends ist Veranlassung zu sprachlichem Hochmut; alles erscheint bei näherem Zusehen reizvoll und wichtig, überall zeigt sich, wie voreilig und oberflächlich eine schnelle Verurteilung ist. Durch die Sprachkrittelei wird die Aufmerksamkeit des Sprachfreundes oft auf eine falsche Stelle gelenkt. Statt uns durch ängstliche Bedenklichkeit das Leben schwer zu machen, sollten wir

mehr Zutrauen zu unserm natürlichen Sprachgefühl haben und möglichst natürlich sprechen und schreiben; statt uns durch Spitzfindigkeiten irre machen zu lassen, sollten wir unser Augenmerk auf wirklich Wichtiges richten: wir kennen die Geschichte unsrer Muttersprache viel zu wenig, wir wissen kläglich wenig von unsern Mundarten, wir haben kaum eine Ahnung von den Gesetzen der lebenden Sprache, die wir alle Tage sprechen. Wir sollten weniger schelten und mehr beobachten; wir sollten unsre herrliche Sprache nicht gegenüber der andrer Völker in den Staub ziehen und öffentlich beschimpfen; wir sollten uns ihres unendlichen Reichtums, ihrer wunderbaren Ausdrucksfähigkeit, ihrer unvergleichlichen Durchsichtigkeit und Anschaulichkeit freuen; wir sollten stolz sein auf ihre vielfache Überlegenheit über fremde Sprachen.

Wieviel mehr kann sich der Deutsche bei seiner Sprache denken als der Franzose und auch der Engländer! Was sagen diesen Wörter wie rançon (ransom) oder histoire (history)? Wenn sie ihre Muttersprache nicht wissenschaftlich studiert haben, dann sagen sie ihnen nichts. Wie deutlich ist dagegen unser Lösegeld, wie leicht stellt sich Geschichte zu geschehen! Im Deutschen hängen verwandte Begriffe viel enger zusammen; wir sagen: sprechen, Sprache, Spruch, Gespräch, absprechen, ansprechen, aussprechen, besprechen, durchsprechen, einsprechen, freisprechen, mitsprechen, nachsprechen, versprechen, vorsprechen, widersprechen, zusprechen — zu jedem Zeitwort gehören ein oder mehrere Hauptwörter (Aussprache, Ausspruch), und die Bedeutung jedes einzelnen Wortes ist leicht aus seiner Bildung zu verstehn; Franzosen und Engländer müssen in jedem Falle ein neues Wort lernen, dessen Bildung ihnen oft nicht klar ist, da es nicht wie bei uns deutlich seinen Zusammenhang mit dem Grundwort sprechen verrät, vielfach sind diese beredten deutschen Worte gar nicht zu übersetzen. Einfach und allen verständlich lassen sich bei uns neue Begriffe in Worte fassen; man vergleiche das deutsche Genickstarre mit den gelehrten und unverständlichen méningite cérébro-spinale und cerebrospinal fever; besonders im Französischen lassen sich Ableitungen und Zusammensetzungen eben nicht so leicht bilden wie im Deutschen.

Wir sollten mit jedem absprechenden Urteil über unsre Muttersprache vorsichtig sein. Daß sie nicht mehr schön klingt, daß sie mit romanischen Sprachen in dieser Hinsicht keinen Vergleich aushalten kann, das pflegt der Deutsche als bekannte Tatsache hinzunehmen und glaubt es gar wissenschaftlich beweisen zu können, da sie mehr Konsonanten enthält als jene. Aber das sind unbeweisbare Dinge. Wenn das Deutsche nicht

so weich und einschmeichelnd klingt wie das Italienische, so hat es einen herben, männlichen Klang, eine andre, aber nach meinem Gefühl nicht geringere Art Klangschönheit. Man lese sich ein kleines Stormsches Gedicht vor, etwa „Juli" oder „Über die Heide" und frage sich dann, ob es der Sprache unsrer Tage an Wohlklang fehlt. Wiederholt haben mir musikliebende Ausländer versichert, daß nach ihrer Überzeugung keine Sprache sich so gut für den Gesang eigne wie das Deutsche — nur unsre Landsleute selbst sind gleich bereit, ihre Muttersprache zurückzusetzen.

Es soll mit diesen Darlegungen nicht gesagt sein, daß es nicht auch wirkliche Mißstände gäbe, gegen die wir uns im Interesse der Sprache wenden müssen. Die Sprache dient zunächst als Verständigungsmittel: was die Verständigung hindert, ist daher zu tadeln. Das trifft vor allem den übermäßigen Gebrauch von Fremdwörtern, durch die die Sprache vielfach ihre Wirksamkeit verliert, weil sie weniger anschaulich, weniger allgemein verständlich, oft auch unbeholfener wird. Man betrachte nur einmal nebeneinander: internationales meteorologisches Zentralbureau und das deutsche: Weltamt für Wetterkunde, Rekonvaleszenz und Genesung, Abiturientenexamen und Reifeprüfung, Universitätsprofessoren und Hochschullehrer, Projektionsapparat und Bildwerfer. Auch ist diese im 17. und 18. Jahrhundert zur Not begreifliche Fremdtümelei der Angehörigen eines großen Volkes nicht würdig. Wenn auch der Fortschritt auf diesem Gebiete unverkennbar ist, so ist doch noch unendlich viel zu tun. Der Grundsatz des Deutschen Sprachvereins: kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann, ist so natürlich und maßvoll, daß er allgemein anerkannt werden sollte. Im einzelnen können die Ansichten darüber, ob das deutsche Wort das fremde völlig ersetzt, auseinandergehn, auch hier ist Freiheit und Duldung erforderlich — aber der gute Wille sollte vorhanden sein. Jeder wird bisweilen an sich selbst die Beobachtung machen, wie ihm durch den Fortgang der Sprachentwicklung allmählich manches Fremdwort entbehrlich wird, auf das er zuerst nicht glaubte verzichten zu können; denn das Vordringen vieler guter deutscher Wörter statt anscheinend unübersetzbarer Fremdwörter zeigt sich auf allen Gebieten. Wem einzelne Verdeutschungen zu weit gehen, der braucht sie nicht anzuwenden, aber er sollte auch nicht über sie spotten. Die Entwicklung zeigt, daß manche bei ihrem ersten Auftreten verlachte Bildung heute zum festen Bestand unsrer Sprache gehört. Wenn wir ein solches Wort nur häufig genug gehört und gelesen haben, dann hört es ganz von selbst auf, uns wunderlich zu klingen.

Die Verständlichkeit wird ferner in hohem Maße beeinträchtigt durch eine unnatürliche und schwerfällige, dem lebendigen Wort entfremdete papierne Sprache, die mit zahlreichen ineinandergepackten Schachtelsätzen arbeitet und vor lauter Genauigkeit und Gründlichkeit ungenießbar wird. Verständlichkeit und Wirksamkeit lassen sich nur erzielen, wenn ein klarer Gedanke in eine klare und einfache Form gefaßt wird. Niemand hat über diese beiden Stilgebrechen Trefflicheres und Überzeugenderes gesagt als E. Engel in seiner Deutschen Stilkunst. — Ein weiterer Mißstand ist endlich unsre sprachwidrige Stellung zu den wirklich gebrauchten Fremdwörtern und den fremden Eigennamen, worüber wir schon eingehend gesprochen haben.

III. Sprache und Schrift.

Fast alle sprachlichen Vorgänge und Erscheinungen, die wir bisher besprochen haben, waren derart, daß sie sich in der geschriebenen Sprache deutlich feststellen ließen. Wenn innerhalb der Formen oder der Satzbildung sich Neuerungen zeigen, wenn ein Wort seinen Sinn ändert oder ein neues Wort eindringt, auch wenn ein Laut in einen andern übergegangen ist, alles das läßt sich auch in der Schrift erkennen. So kommen wir leicht dazu, uns mit der Widerspiegelung der sprachlichen Ereignisse in der Schrift zu begnügen, ohne bis zur Sprache selbst vorzudringen. Wir wissen natürlich, daß die Wandlungen sich in der Sprache, nicht in der Schrift vollziehen, daß nur in Ausnahmefällen eine Veränderung ohne Vermittlung des gesprochenen Wortes vor sich geht, aber gerade weil die Sache so einfach zu liegen scheint, machen wir uns das Verhältnis zwischen Sprache und Schrift nicht immer klar.

Eine kurze Überlegung zeigt uns die Armut der Schrift gegenüber der Sprache. Der Satz: „Sie können jetzt gehn" kann eine gleichgültige Mitteilung ohne jeden Gefühlston sein, aber auch eine im freundlichsten Tone gewährte Erlaubnis bedeuten; er kann eine widerwillig gegebene Zustimmung ausdrücken und einen mit schneidender Kälte ausgesprochenen Befehl, z. B. nach einem Verhör. In allen diesen Fällen wird der Hauptton auf dem Zeitwort gehn ruhen, er kann aber auch auf Sie oder jetzt fallen, ja sogar auf können — jedesmal entsteht eine neue Bedeutungsschattierung, die dem Hörenden sofort verständlich ist. In der Schrift aber haben wir in jedem Falle dieselben stummen vier Wörter vor uns, die Schnelligkeit des Sprechens, den Tonfall, die Betonung, das Mienen- und Gebärdenspiel des Sprechenden können sie nicht aus-

drücken. Die Schrift ist eben nur ein unvollkommenes Hilfsmittel, das lebendige Wort wiederzugeben. Dafür bietet sie den unermeßlichen Vorteil, der schnell verhallenden Sprache Dauer zu verleihen. Wer spricht, kann nur auf eine immer beschränkte Zahl von Zuhörern unmittelbar wirken; wer schreibt, kann sich an die Gesamtheit seines Volkes, ja an die ganze des Lesens kundige Menschheit wenden und nicht nur seiner eignen Zeit, sondern auch der künftigen. Ohne die Schrift wüßten wir nichts mehr von Homer, hätte sich selbst von Shakespeare kaum eine verworrene Kunde erhalten, wäre unsre heutige Gesittung undenkbar.

Diese Nachteile und Vorzüge der Schrift liegen auf der Hand. Ebenso sicher ist es, und wir haben es schon erwähnt, daß sie sich auch dem bloßen Wortlaute nach nicht völlig mit der Sprache, die wir sprechen, deckt. Die gesprochene Sprache ist stärker mundartlich, ungezwungener, einfacher in ihren Fügungen; beim Schreiben denken wir mehr nach, verwerfen mundartliche Ausdrucksweisen, verwenden sogar solche, die wir kaum je sprechen, gebrauchen kunstvollere Satzverknüpfungen und suchen die Mängel der Schrift durch möglichst deutliche Hinweise und Verwendung von Satzzeichen wettzumachen. Wir schreiben also nicht ganz, wie wir sprechen, obwohl es anderseits ein schwerer Schade für die Schriftsprache ist, wenn sie nicht in engster Fühlung mit der gesprochenen Sprache bleibt. An diese Unterschiede denkt man jedoch gewöhnlich nicht, wenn die bekannte Frage aufgeworfen wird, ob wir im Deutschen so schreiben, wie wir sprechen oder, wie man häufiger sagt, ob wir so sprechen, wie wir schreiben. Man will damit vielmehr fragen, ob die Lautgestalt der Sprache von der Schrift getreu wiedergegeben wird, oder umgekehrt, ob wir alle geschriebenen Buchstaben stets in derselben Weise aussprechen. Diese für das Verständnis des Wesens der Sprache und der Sprachentwicklung überaus bedeutsame Frage wollen wir im folgenden untersuchen.

1. Sprechen wir, wie wir schreiben?

Wir müssen uns zunächst daran erinnern, daß man nicht in ganz Deutschland gleich spricht; das Volk gebraucht überall seine heimische Mundart, und auch die Gebildeten sprechen im vertraulichen Verkehr meist ein mehr oder weniger stark mundartlich gefärbtes Deutsch. Wenn wir daher im allgemeinen von offenbar mundartlichen Eigentümlichkeiten absehen und die gebildete Umgangssprache unsrer Betrachtung zugrunde legen, so werden wir doch nicht ganz ohne Erwähnung landschaftlicher Sprechweise auskommen.

Zweifellos ist die Mehrheit unsres Volkes der Ansicht, daß in unsrer Muttersprache Laut und Buchstabe sich im wesentlichen entsprechen. Besonders stark pflegt diese Überzeugung bei denen ausgeprägt zu sein, die ein wenig Französisch und Englisch können, weil in diesen beiden Sprachen die Abweichungen zwischen Aussprache und Schrift auf der Hand zu liegen scheinen. Wer Französisch treibt, der muß sich von der ersten Stunde an solche Abweichungen merken, etwa daß u wie ü, ou wie u, c vor e, i, y wie stimmloses s lautet. Im Englischen muß er lernen, daß a oft $\bar{e}^{i}$, e aber i gesprochen wird, daß th einen besonderen Laut bedeutet u. a. m. Auf Grund dieser Tatsachen aber läßt sich durchaus noch nicht sagen, daß man anders spricht als schreibt; wenn u immer als ü, a immer als $\bar{e}^{i}$ gesprochen wird, so sind diese Buchstaben praktische und einheitliche Zeichen für die betreffenden Laute: wo man u und a geschrieben sieht, weiß man genau, welcher Laut gemeint ist. Freilich ist ihr Lautwert ein andrer als im Deutschen, und darum müssen wir ihn erst lernen; wer ihn aber einmal kennt, der hat keine Ausspracheschwierigkeiten mehr. Anders liegt es, wenn man sich in den Wörtern brun und father eine neue Aussprache einprägen muß, denn jetzt erscheinen u und a nicht mehr als regelmäßige Schriftzeichen für die Laute ü und $\bar{e}^{i}$. Solcher Abweichungen gibt es in beiden Sprachen allerdings viele, und so kann man sagen, daß die französische Schreibung nicht einheitlich und nicht lautgetreu, die englische äußerst unregelmäßig und schwierig ist — demgegenüber scheint die Anschauung berechtigt zu sein, daß wir im ganzen schreiben, wie wir sprechen. Es kann nicht im Plane dieser Darstellung liegen, eine erschöpfende Vergleichung zwischen Aussprache und Schrift anzustellen, es soll nur an einer Reihe von bezeichnenden Beispielen deutlich gemacht werden, wie sich beide zueinander verhalten.

Wie sprechen wir den Buchstaben e aus? Eine gründliche wissenschaftliche Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht, da gerade bei diesem Buchstaben in den verschiedenen Landschaften die mannigfachsten Aussprachen vorkommen. Auf Feinheiten kommt es uns aber hier nicht an, da sie vom Leser nicht leicht nachgeprüft werden können und daher nicht überzeugen. Wir suchen einfach in unsrer Schrift nach Wörtern, in denen das e an irgendeiner Stelle vorkommt, und stellen offenbare Verschiedenheiten fest. Da finden wir:

1. in hebt, Beet, ehrlich, jemand hat es ungefähr den Lautwert, den wir ihm bei der Aufzählung der Buchstaben zu geben pflegen, nämlich den eines langen geschlossenen Lautes, also ẹ̄.

2. Ein andres e sprechen wir in Bett, Held, Eltern, Herz; hier ist es kurz und offen. Es wird oft ä geschrieben: hält, älter, aufwärts; wir können es daher als ę oder ä̆ bezeichnen. Wie man es auch im einzelnen spricht, der Unterschied gegen das erste ist klar, man kann beide Laute nicht vertauschen.

3. Einen noch offneren und langen Laut sprechen wir in Herd, Wert, dem betonten er, der, vielfach auch in geben, leben. Es besteht kein Aussprachеunterschied zwischen Wert und gewährt, auch der Herkunft nach sind beide Laute gleich: mhd. wert und gewern. In Norddeutschland und auf der Bühne hört man für diese e allerdings meist ẹ̄, worauf wir noch zurückkommen. Wir können diesen Laut durch ę̄ oder ǟ ausdrücken. Ganz verschieden davon ist

4. das e in Gabe, Habe und in schwach betonten Vorsilben: Bestand, Verstand. Es ist ein kurzer, dumpfer Laut, für den wir keinen Buchstaben haben und den man durch ein umgekehrtes ə bezeichnet, also ə. Endlich sprechen wir

5. das e gar nicht in Vieh, nie, meist auch in hatten, Vogel. Rechnen wir noch hinzu, daß

6. der erste Buchstabe in der Verbindung ei gemeindeutsch a gesprochen wird, also mein = ma^{e}n,

7. das e in eu aber o, nämlich heute als ho^{o}tə, und schließlich daß wir

8. in Napoleon, Petroleum, Linoleum gewöhnlich ein kurzes konsonantisches i sprechen, also fast Petroljum, Linoljum, so erhalten wir acht verschiedene Aussprachen desselben Buchstaben e, und zwar so verschiedene, daß in den meisten Fällen eine Vertauschung zweier Lautwerte komisch wirken würde. Der Ausländer z. B., dem ein Deutscher gesagt hätte, man spräche das e im Deutschen immer gleichmäßig als ẹ̄ aus und der daraufhin Wẹ̄sten, Hẹ̄rz, Gabẹ̄, hattẹ̄, ni-ẹ̄, mẹ̄-in, hẹ̄-ute, Petrolẹ̄um spräche, würde uns sehr lächerlich erscheinen und bisweilen unverständlich sein. Wir erkennen dabei zugleich, daß die Klage, unsre Sprache klinge wegen der zahllosen e einförmig, nicht so ganz berechtigt ist, weil dieser allerdings sehr häufige Buchstabe ja recht verschieden ausgesprochen wird. — Ähnliche, wenn auch an Zahl geringere Verschiedenheiten zeigen sich bei der Aussprache der anderen Vokale; z. B. ist das i ein langer, geschlossener Laut in nie, ihm und dem betonten wir, ihr; ein kurzer offener Laut, der in Süddeutschland dem vorigen ähnelt, sonst aber, besonders vor gewissen Konsonanten, in den mannigfachsten Färbungen bis zu ə̆ und ü hin gesprochen wird, in Fisch, ich, wild, wirken,

Kirche. In Fremdwörtern wie national, Portion sprechen wir in der Regel ein j.

Aber die Konsonanten werden doch wenigstens so ausgesprochen, wie sie geschrieben werden? Wir werden sehen. Wenn man einem gebildeten Deutschen sagt, man glaube nicht, daß er b und p, d und t, g und k stets unterscheide, so wird er diese Behauptung entrüstet zurückweisen, ja fast als ehrenrührig empfinden. Seit sich im ganzen Sprachgebiet die Meinung verbreitet hat, daß die Sachsen diese Verwechslung beständig begingen und die sächsische Mundart vielen als besonders häßlich und lächerlich erscheint, mag niemand einen solchen Vorwurf gern auf sich sitzen lassen. Nun liegt die Sache so: es gibt keinen Deutschen, der in der Aussprache die Buchstaben b, d, g immer scharf von p, t, k unterschiede, keinen einzigen! Wir betrachten der Einfachheit halber nur d und t, an denen sich alles zeigen läßt, worauf es uns ankommt. In der Schrift ist der Unterschied groß und klar, aber man braucht nur eine Anzahl Menschen aus verschiedenen Teilen unsres Vaterlandes sprechen zu hören, um zu merken, wieviel schwieriger und verwickelter die Dinge in der Aussprache liegen. Am deutlichsten zeigen sich die Verschiedenheiten im Anlaut. Da gibt es zunächst ein d mit Stimmton, also ganz weich, wie man es meist in Norddeutschland hört; dann ein d ohne Stimmton, das also härter klingt: dies wird in der Mitte und im Süden gesprochen. Das t wird entweder ohne Hauch gesprochen, ähnlich wie im Französischen, so daß es dem d näher steht; dies ist der Fall in Mittel- und Süddeutschland, aber auch in manchen Gegenden des Nordwestens; oder man läßt ihm einen starken Hauch folgen wie im größten Teile des Nordens, und dieses t erscheint uns als eigentlich hartes t. Diese Unterschiede kann jeder bei einiger Aufmerksamkeit selbst beobachten. Sie zeigen sich im wesentlichen auch in der Aussprache der Gebildeten, die diese landschaftlichen Unterschiede schon deshalb nicht ausgleichen können, weil sie gewöhnlich nichts davon wissen. Wenn der Abstand zwischen dem stimmhaften d und dem gehauchten t sehr groß ist, so ist er sehr viel geringer zwischen dem stimmlosen d und dem ungehauchten t, so einfach und klar wie die Schrift ist also auch hier die Aussprache nicht.

Betrachten wir nun den Auslaut, so fällt auf, daß wir z. B. in Land, und, Rad keine von den genannten beiden Arten des d sprechen, sondern ein bald gehauchtes, bald nicht gehauchtes t, also Lant, unt, Rat, d. h. wir machen im Auslaut keinen nennenswerten Unterschied zwischen d und

t! Um sich davon zu überzeugen, braucht man sich nur einmal das Wort Land mit stimmhaftem d vorzusprechen, wie man es im Englischen tut, und die Abweichung von unsrer gewöhnlichen Aussprache tritt deutlich hervor. So hatte es keinerlei Bedeutung für die Aussprache, als die alte Schreibung Brod in Brot umgeändert wurde. Im Inlaut aber sprechen wir wirklich d, so daß die in mhd. Zeit vorwiegende Schreibweise lant, landes die Aussprache sehr viel genauer wiedergab als unsre heutige. Im Satzzusammenhange kann ein solches als t gesprochenes d natürlich auch auf ein anlautendes stimmhaftes d einwirken und es stimmlos machen: so wird „und dann“, „Land der Jugend“ unttann, Lantter Jugend gesprochen, wobei das tt in der Regel nicht gehaucht ist. So spricht auch niemand hast du, nimmst du buchstäblich aus, sondern wir sprechen, wie unsre Vorfahren schrieben, hastu, nimmstu. Ja, das auslautende t der zweiten Person der Einzahl ist sogar wahrscheinlich nichts anders als das d von du. Im Althochdeutschen hieß es ursprünglich nimis du, woraus man eine Form nimist, unser nimmst, abgetrennt hat. — Daß wir auch sonst bei einem Nebeneinander von d und t in der Schrift nie beide Laute aussprechen, ergibt sich aus Wörtern wie Stadt, verwandt; in plattdeutsch, Stadttor, Gott der Liebe sprechen wir ebensowenig zwei t und ein d. Wir fügen hinzu, daß auch beim Norddeutschen, der im Anlaut gehauchtes t spricht, doch in gewissen Verbindungen wie in Traum, stehn und in zweiter Silbe wie in hatten, Braten meist ein ungehauchtes t erscheint. — In einigen Fremdwörtern, wie Portion, national hat das t den Lautwert z; wir sprechen es gewöhnlich überhaupt nicht aus in Hauptmann, lebt man, glaubt mir, und so erkennen wir, daß von einer einfachen Übereinstimmung zwischen Laut und Schrift keine Rede sein kann.

Auch die sächsische Aussprache von d und t verdient noch eine Erwähnung. Die allgemeine Überzeugung, wie sie sich auch in Witzblättern und selbst in literarischen Werken, z. B. in Hauptmanns Biberpelz ausspricht, ist, daß der Sachse regelmäßig b, d, g mit p, t, k verwechsle oder vertausche. Offenbar muß man dabei hauptsächlich an den Anlaut denken, da für Inlaut und besonders Auslaut ja auch im übrigen Deutschland z. T. andre Regeln gelten als für den Anfang des Wortes. Hätte die allgemeine Überzeugung recht, so hieße das, daß die Sachsen die stimmhaften und stimmlosen Laute sehr wohl zu unterscheiden wüßten, nur daß in ihrer Mundart die Verhältnisse gerade umgekehrt lägen als im Schriftdeutschen. Bei einiger Überlegung erscheint es freilich unglaub-

lich, daß im Sächsischen jedes einzelne b, d, g als p, t, k und umgekehrt auftreten sollte. So ist es denn auch nicht. Der Sachse verwechselt nicht, er spricht vielmehr im Anlaut weder d noch t, sondern stets einen stimmlosen Laut zwischen beiden, für den wir keinen Buchstaben haben. Dieser Laut ist also, grob ausgedrückt, härter als d und weicher als t. Da, wo wir d zu hören erwarten, etwa in dumm, hören wir einen härteren Laut, und da unsre Schrift uns keinen andern Buchstaben bietet, so glauben wir t zu hören. In dem Worte Turm aber, wo das sächsische t ja nicht der scharf gehauchte norddeutsche Laut ist, sondern ein weicherer, klingt es uns wie d. Daran ist freilich nicht der Sprechende, sondern der Hörende schuld. — Damit soll nicht gesagt sein, daß der Sachse nicht häufig genug wirklich eine Verwechslung begehe. Sobald er mit einem Norddeutschen spricht, sich seiner sächsischen Aussprache bewußt wird oder gar schämt, dann bemüht er sich, die ihm vornehmer scheinende Sprache nachzuahmen und d und t zu unterscheiden. Da er aber für beide nur e i n e n Laut zu sprechen gewöhnt ist, so ist es ihm besonders in lebhafter Unterhaltung nicht immer möglich, in jedem Falle für den ihm vertrauten Laut den entsprechenden stimmhaften oder stimmlosen einzusetzen, und so kommt es leicht, daß er wirklich tumm und Durm sagt. Auch starke Aufregung und überhaupt größere Lebhaftigkeit üben ihren Einfluß; zwar wird dann nicht d statt t, wohl aber t für d gesprochen. Aber dieselbe Erscheinung läßt sich auch außerhalb Sachsens beobachten. Auch bei dem gebildeten Norddeutschen, der d und t sorgfältig unterscheidet, auch auf der Bühne, auch in fremden Sprachen nähert sich gelegentlich das d dem t, ja geht völlig in t über, wenn mit größtem Nachdruck gesprochen wird. Wenn man freilich den Betreffenden darauf aufmerksam macht, wie er eben gesprochen hat, so glaubt er das nicht leicht, da ihm immer das Schriftbild vorschwebt. Ähnlich wie mit d und t ist es mit b, p und g, k, und wenn mehrere dieser Laute zusammentreffen; man spricht z. B. niemals buchstäblich Haup-t-bahnhof. Bei g zeigt sich dadurch eine besondere Schwierigkeit, daß es nicht nur als Verschlußlaut, d. h. als stimmhafter Laut zu k gesprochen wird (in ganz), sondern auch als Reibelaut (ch, in König). Selbst für die Bühne gibt es eine ganze Reihe verschiedener Aussprachen; so soll es, von Fremdwörtern abgesehen, in jedem der folgenden Wörter anders gesprochen werden: gut, weg, Schlag, ewig, ew'ge, jung.

Wir sehen schon, was in der Schrift so eindeutig erscheint, ist in der gesprochenen Sprache viel schwieriger. Nicht anders ist es mit andern

Buchstaben. Die Aussprache des n in nein ist klar; wenn es aber vor k steht, wie in Bank und trinken, so bezeichnet es einen ganz andern Laut, einen in seiner Klangfarbe je nach dem vorhergehenden Vokal verschiedenen Gaumenlaut, für den unsre Schrift keinen Buchstaben hat. Bisweilen schreiben wir ihn ng, in klingen, lange, wissenschaftlich drückt man ihn durch ŋ aus. Daß wir hier nicht unser gewöhnliches n vor uns haben, erkennen wir, wenn wir buchstäblich aussprechen: Hun-ger. Daß ng beim Abteilen getrennt wird, fördert diese Erkenntnis natürlich nicht. Denselben Laut ŋ sprechen wir oft auch im Satze, wenn auf ein n ein g oder k folgt: ein‿ganz gefährlicher Mensch, dann‿kam er, wenn‿Kinder schlafen. Endlich gleicht sich das n einem Lippenlaute leicht an und wird zu m: wir sprechen meist: fümf, Vernumft, habm, wemman. Wer sich diese Worte einzeln vorspricht, der spricht freilich ein deutliches n und bestreitet entschieden, daß es bei ihm je zu m wird. Aber es handelt sich natürlich um das Sprechen im Zusammenhange, und wir sprechen nicht Wörter, sondern Sätze. Das sicherste Mittel, zu erfahren, wie man spricht, ist die Beobachtung der Sprache andrer, die nicht wissen, daß man sie beobachtet. Beim r gibt es zunächst zwei ganz auffällig verschiedene Aussprachen: das Zungen-r, das besonders auf dem Lande, und das am hinteren Gaumen gesprochene Zäpfchen-r, das in den Städten überwiegt. Das letztere geht in manchen Gegenden in ch über: Gachten statt Garten, oder es verschwindet ganz, nachdem es den vorhergehenden Vokal gedehnt oder seine Klangfarbe beeinflußt hat, oder es wird völlig zum Vokal: in Norddeutschland wird warten oder warnen oft zu wāten und wānen, statt der Endung er in Vater, Mutter hört man einen a-artigen Vokal, ebenso in wir, dir. — Das ch hat im größten Teile des Sprachgebiets zwei deutlich unterscheidbare Lautwerte, den einen in ich, den andern in ach.

Wir finden, daß demselben Buchstaben oft die verschiedensten Aussprachen gegenüberstehen. Machen wir nun noch die Gegenprobe, indem wir fragen: wird denn im großen und ganzen derselbe Laut mit demselben Buchstaben geschrieben? Wie schreiben wir z. B. das lange i? In wir mit i, in Liebe mit ie, in ihr mit ih, in empfiehlt mit ieh (auf den etymologischen Grund dieser Schreibung kommt es hier nicht an), in den Namen Kyburg, Kynast, Kyritz mit y. Das kurze i schreiben wir i in Hirt, ie in Viertel, vielleicht, y in manchen Fremdwörtern wie Zylinder, Physik (die Aussprache des y als ü tritt in volkstümlichen Fremdwörtern immer mehr zurück). Den k-Laut drückt die Schrift aus durch k in Kunst, ck in

Glück, durch g in Berg (nach bühnendeutscher Aussprache), ch in Christ, q in erquicken, c in Café. Für f schreiben wir f in für, v in vor, ph in Photographie (und nach mittel- und norddeutscher Aussprache pf in Pferd). Die Lautverbindung ts erscheint als ts in vorwärts, als z in Zahl, tz in Schatz, ds in vollends, als c häufig noch in Civil, cirka, als t in Aktie; die Verbindung ks als ks in links, cks in Häcksel, x in Hexe, chs in Wuchs; den sch-Laut, der wirklich aus s + ch besteht, schreiben wir sch in schön, s in stehen, ch in Chaussee.

2. Verhältnis der Laute zu den Buchstaben.

Aus diesen Betrachtungen entspringen mehrere Erkenntnisse. Zunächst erhalten wir die Antwort auf die am Anfang dieses Kapitels (S. 84) gestellte Frage: nein, wir schreiben nicht, wie wir sprechen, und wir sprechen nicht, wie wir schreiben! Derselbe Buchstabe kann die verschiedensten Lautwerte haben, derselbe Laut wird durch die verschiedensten Buchstaben wiedergegeben — der Abstand zwischen Laut und Schrift ist außerordentlich groß. Wenn er auch kleiner ist als im Französischen und Englischen, so besteht zwischen diesen Sprachen und unsrer Muttersprache doch kein grundsätzlicher, sondern nur ein Gradunterschied, ganz abgesehen von einer Eigentümlichkeit des Deutschen, die ebenfalls in der Aussprache keine Entsprechung findet, der Großschreibung der Hauptwörter.

Wir erkennen ferner, daß es sehr viel mehr Laute gibt als Buchstaben, und diese Erkenntnis ist wichtig für das Verständnis des Verhältnisses zwischen Sprache und Schrift. In den Buchstaben e und g stecken eine ganze Reihe verschiedener Laute; wenn mir jemand einen Brief schreibt, so kann ich aus den Buchstaben nicht ersehen, ob er das p mit oder ohne Hauch, Zungen-r oder Zäpfchen-r spricht, ob er das w mit beiden Lippen oder so bildet, daß er die Unterlippe an die Oberzähne hebt. Ein a ist etwas ganz Einfaches, Klares, eine Welt scheint es vom e oder o zu trennen. Wo a geschrieben steht, da sprechen wir einen Laut, der uns als der einzig mögliche, eben als **der** a-Laut erscheint. So meint der Mittel- und Süddeutsche mit seinem dumpfen a, so der Norddeutsche mit seinem hellen a, und doch sind das recht verschiedene Laute. Das dumpfe a nähert sich dem o, das helle a (besonders auffällig in Hannover, ähnlich in Paris) klingt nach einem offenen ę (ä) hin. Wir bringen es ohne viel Mühe fertig, von dem uns geläufigen a ausgehend, eine große Reihe von a-Lauten schnell hintereinander zu erzeugen, die ganz allmählich o-

artiger werden; dabei können wir beobachten, daß der Zungenrücken, der beim reinen a den Gaumen nicht berührt, sich diesem nähert und nach hinten verschiebt und daß sich die Lippenöffnung verringert und eine Rundung entsteht. Ebenso können wir vom a zum ę und ẹ̄ gelangen; damit ist auch der Weg vom ọ̄ zum ẹ̄ gegeben. Die Reihe ist also diese: ọåaęẹ oder noch genauer: ọǫåaäęẹ; es lassen sich noch mehr Zeichen ausdenken, um die Zwischenstufen zu bezeichnen, aber nie kann es gelingen, jede Lautfärbung durch einen Buchstaben genau zu erfassen. In derselben Weise könnten wir die ganze Vokalreihe durchgehn, und das Ergebnis ist, daß es nicht 5, auch nicht 10 oder 20 Vokale gibt, sondern unzählige.

Mit den Konsonanten steht es nicht viel besser. Wenn wir die Wörter Kiel und Kuh aussprechen und dann noch einmal zu beiden Wörtern ansetzen, aber nur das k wirklich sprechen, so fällt uns ein Unterschied zwischen beiden k-Lauten auf: das erste ist heller, wird vorn im Munde gesprochen, das zweite ist dumpfer und entsteht am hinteren Gaumen, denn das eine ist vom i, das andre vom u beeinflußt, kurz, je nach dem folgenden Vokal gibt es verschiedene k-Laute. Beim ch ist dieser Unterschied so auffällig, daß man allgemein von einem Ich-Laut und einem Ach-Laut zu sprechen pflegt; von der großen Verschiedenheit beider überzeugt man sich leicht, wenn man den Ich-Laut in dem Worte ach spricht. Aber natürlich handelt es sich dabei nur um zwei hervorragende Punkte in der Reihe, und es gibt eine große Anzahl von ch-Lauten. Kurz, da jede noch so unbedeutende Verschiebung der Zungenlage, der Lippenöffnung, jede Veränderung der sonstigen Sprechwerkzeuge eine neue Lautschattierung bewirkt, so ist die Zahl der denkbaren Laute unbegrenzt. Wenn für das Deutsche auch nur ein Teil davon in Betracht kommt, so ist ihre Zahl doch viel größer, als man gewöhnlich meint.

Ohne diese Erkenntnis sind die meisten Lautveränderungen nicht zu verstehn. Wie soll es möglich sein, daß a jemals in e übergeht, z. B. gasti zu gesti, heute Gäste, wird, wo doch beide Laute so scharf geschieden sind, daß jedermann imstande ist, ein statt a gesprochenes e sofort als solches und daher als falsch festzustellen? Es ist nur so möglich, daß der Wandel allmählich und unmerklich über viele Zwischenlaute hinweg vor sich gegangen ist. Ohne diese Erkenntnis begreifen wir auch nicht recht den eigentümlich fremdartigen Klang, den andre Mundarten und Sprachen oft für uns haben. Wenn wir die Sprache eines Engländers beobachten, so hören wir auch bei solchen Buchstaben, die nach dem Lehr-

buch ebenso wie im Deutschen gesprochen werden, gewisse Abweichungen, ohne daß wir uns gleich Rechenschaft geben könnten, worin sie bestehen. Das sind eben die feinen Unterschiede, die durch veränderte Zungenlage, Lippenstellung usw. entstehen, die an sich ganz unbedeutend sein können und doch in ihrer Gesamtheit dazu beitragen, dem Englisch des Engländers jenen ganz eignen Klang zu geben, den wir uns meist vergeblich bemühen nachzuahmen; gerade weil es der englischen Aussprache Deutscher an diesen Feinheiten fehlt, gerade darum werden sie in England als Deutsche erkannt, sobald sie den Mund auftun. Dasselbe gilt natürlich auch für andre Sprachen.

Noch eine andre Unvollkommenheit der Schrift gegenüber der Aussprache mag angedeutet werden. In dem Worte mein, das sich in Lautschrift als ma^{e}n darstellt, schreiben wir vier einzelne deutlich voneinander geschiedene Buchstaben, die vier Lauten entsprechen. Tatsächlich aber sprechen wir nicht vier einzelne deutlich voneinander geschiedene Laute, sondern eine ununterbrochene Reihe von Lauten, nämlich außer den durch die Schrift bezeichneten noch eine Reihe von Übergangslauten. — Wenn wir festgestellt hatten, daß wir nicht so schreiben, wie wir sprechen, so finden wir jetzt, daß die Schrift die gesprochene Sprache niemals getreu wiedergeben kann, daß eine lauttreue Schreibung undenkbar ist. Eine wissenschaftliche Lautschrift, die mit vielen Hilfszeichen arbeitet, kann ein hohes Maß von Genauigkeit in der Wiedergabe erreichen, nicht mehr; eine für den praktischen Gebrauch bestimmte Schreibung muß sich begnügen, ungefähre Anhaltspunkte zu geben, die gröbere Mißverständnisse ausschließen. Wieviel dabei noch unausgedrückt bleibt, merkt man recht deutlich, wenn man einen Süddeutschen, der nicht Plattdeutsch kann, Fritz Reuter vorlesen hört. Wenn auch die plattdeutsche Schreibung stark an unsre hochdeutsche angelehnt ist, so soll sie doch auch die Eigentümlichkeiten der mecklenburgischen Mundart möglichst getreu wiedergeben; der Süddeutsche aber, der diese aus der Schrift erschließen will, bringt dabei nur ein stark verhochdeutschtes Niederdeutsch zustande.

Wie ist es möglich, daß uns all diese Dinge so wenig zum Bewußtsein kommen, daß auch jemand, der seine Muttersprache mündlich und schriftlich völlig beherrscht, doch davon durchaus nichts zu wissen braucht? Der Grund ist der außerordentliche Einfluß, den das Schriftbild auf uns ausübt. Tagtäglich sehen wir die Sprache in einzelne Bestandteile aufgelöst, wenn wir lesen; wir setzen sie selbst wieder aus ihren Bestandteilen zusammen, wenn wir schreiben — und diese einzelnen Teile

sind Buchstaben. Beim Schreiben denken wir bisweilen nach, ob dieser oder jener Buchstabe zu nehmen ist, immer drängt sich uns die Vorstellung auf, die Sprache bestehe aus Buchstaben. Beim Sprechen und Hören dagegen dringt eine Schallmasse an unser Ohr, die nicht einmal nach Wörtern scharf gegliedert ist, die sich nie ganz von selbst in klar unterscheidbare kleinste Teile zerlegt; wir wissen ja, wie schwer eine deutliche Sonderung in einzelne Laute ist. Die Buchstaben geben einen festen Anhalt, der Laut ist flüchtig und läßt sich schwer fassen; wer lesen und schreiben kann, vermag die Sprache in ihre Buchstaben zu zerlegen; um die Laute herausschälen zu können, sind gründliche lautwissenschaftliche Studien erforderlich, und selbst dann bleiben Schwierigkeiten genug zurück. Schon in der Schule liegt das Schwergewicht notwendig auf den Buchstaben; sprechen und hören kann das Kind mit sechs Jahren schon, höchstens wird hie und da die Aussprache durch Vorsprechen eines Wortes, also einer Lautmasse, verbessert — lesen und schreiben muß es erst lernen. Zwar wird beim Schreibenlernen das Wort auch in seine Laute zerlegt, aber doch nur in großen Zügen und mit beständiger Rücksicht auf die Buchstaben; je mehr das Kind auf Mannigfaltigkeit und Zahl der Laute aufmerksam gemacht wird, desto schwerer lernt es schreiben. Wenn das ŋ lautiert wird, so muß doch immer gesagt werden, daß es meist ng geschrieben wird, und da das Lautieren bald, das Schreiben und Lesen nie aufhört, so wird die Vorstellung von der Buchstabenverbindung ng immer stärker, und endlich scheint ŋ aus n + g zu bestehn. So tritt das Schriftbild immer mehr an die Stelle des Lautbildes, und zwar bei dem heutigen Kulturmenschen um so mehr, je mehr er liest und schreibt. Wir vergessen zwar nie, daß wir Laute sprechen und Buchstaben schreiben, aber das ist oft nur ein Wortwissen, im Grunde glauben wir doch hinter jedem Buchstaben einen bestimmten Laut stehn zu sehen. Unser Ohr wird wenig, das Auge immer besser ausgebildet. Man lege einem gebildeten Deutschen die Frage vor, wie man eu und ei ausspricht. In der Regel weiß der Gefragte nicht recht, was er sagen soll, man spricht eben eu und ei. Diese Lautverbindungen sind ihm so vertraut, daß er sie entweder für einen einzigen Laut hält oder meint, sie beständen aus e + u und e + i, während wir doch, wie erwähnt, ganz andre Laute sprechen, nämlich etwa $o^ö$ und a^e. Er wird auch nachdrücklich die Behauptung zurückweisen, daß er das Wort können häufig wie kön=n ausspreche, daß ihm in der Hitze des Gefechts nicht selten ein nich und is für nicht und ist unterlaufe; denn er hat immer das Schriftbild vor

Augen, und beim Schreiben darf weder das e der Endung en noch das t fehlen.

All unser Wissen von der Geschichte unsrer Muttersprache beruht auf dem Studium überlieferter Schriftdenkmäler, die lebendige Sprache unsrer Vorfahren ist für immer verklungen; nur die heutige Sprache können wir ohne Hilfe der Schrift erforschen. So groß aber ist der Einfluß des bei der Behandlung früherer Sprachzustände notwendigen schriftmäßigen Verfahrens, daß man bei Untersuchungen sprachlicher Erscheinungen unsrer Zeit, etwa des Dativ-e, meist nicht die gesprochene Sprache der verschiedenen Kreise beobachtet, sondern ebenfalls die Buchsprache zugrundelegt, die doch nicht mehr ganz die natürliche Sprechweise wiedergibt, sondern vielfach geregelt ist. Die Beobachtung des gesprochenen Deutsch ist freilich sehr viel mühsamer als die ruhige Arbeit an einem gedruckt vorliegenden Sprachstoffe.

3. Unvollkommenheit unsrer Schreibung.

Die Überzeugung, daß es keine völlig lauttreue Schreibung gibt, darf uns nicht blind machen gegenüber der Tatsache, daß unsre Rechtschreibung bedenkliche Mängel aufweist. Wenn wir von ihr keine Genauigkeit verlangen dürfen, die sie ihrer Natur nach nicht bieten kann, so müssen wir doch zugeben, daß der jetzige Zustand unerfreulich ist, wo derselbe Laut auf fünf bis sechs Weisen geschrieben wird, wo derselbe Buchstabe die verschiedensten Lautwerte hat, ohne daß es sichere Regeln gäbe, die uns in diesem Wirrwarr leiten könnten. So sind denn die Klagen über unsre Schreibung schon alt, auch der Begründer der deutschen Sprachwissenschaft, Jakob Grimm, hat scharfe Worte darüber gesprochen.

Woher stammen nun all ihre Unvollkommenheiten? Als man anfing, die deutsche Sprache der Aufzeichnung für wert zu halten, war man natürlich bestrebt, ihre Lautgestalt möglichst getreu wiederzugeben; aber dieses an sich schon nicht leichte Unternehmen wurde noch dadurch erschwert, daß man keine andern Zeichen zur Verfügung hatte als die Buchstaben der lateinischen Schrift, die den besondern Bedürfnissen des Deutschen nicht angepaßt sein konnten und nicht für alle deutlich unterscheidbaren Laute ausreichten. Auch ist jede Schreibung von Anfang an der Beeinflussung ausgesetzt, indem ein Schreibgebrauch, der in einer Gegend lautlich berechtigt ist, sich auf andre Gebiete ausdehnen kann, in denen er es nicht ist. Daher darf man in alten Handschriften nicht jedem Buchstaben einfach seinen heutigen Lautwert geben, sondern muß

versuchen, durch das Schriftzeichen zum Laute durchzudringen. Im ganzen aber ist die alte Schreibung lauttreuer als unsre jetzige, und man kann die Leistung der alten Mönche nicht hoch genug anschlagen. — Im Laufe der Zeit wurde das Streben nach möglichst genauer Wiedergabe der Laute vielfach gehemmt. Unsre Schreibweise ist heute stark etymologisch; man schrieb Buchstaben, die einem bestimmten Laute entsprachen, auch dann noch, als der Laut nicht mehr gesprochen wurde. Dies ist begreiflich, weil der Lautübergang sich ja ganz allmählich vollzieht, während die entsprechende Neuerung in der Schrift immer als schroffe Änderung empfunden wird; außerdem kann der ältere Zustand in einer Landschaft noch andauern, für die also die Schreibung noch immer berechtigt ist. So schreiben wir noch heute ie, obwohl wir das e nicht mehr sprechen; es verschwand in der Aussprache unter Dehnung des i, und so erscheint es uns heute als Zeichen für die Länge des i. Als solches wurde es aber auch auf Worte übertragen, in denen es nie gesprochen worden war, z. B. sieben, wieder, viel, Sieg, mhd. siben, wider, vil, sige, so daß ie heute nicht mehr lautgemäß ist und auch nicht zuverlässig die Geschichte des Wortes erkennen läßt. — Ebenso sprach man das h in Wörtern wie sehen, Stahl (ahd. sehan, stahal) ursprünglich aus; man vergleiche dazu sehen mit Sicht, höher mit hoch. Nachdem es verstummt war, erschien es als Dehnungszeichen und wurde wie das ie auch in Wörtern geschrieben, in denen es geschichtlich nicht berechtigt war, so in sehnen, gehn, Hahn, Sohn, mhd. senen, gēn, han, sun (engl. son).

Weiter strebte man danach, die ihrer Abstammung nach zusammengehörigen Wörter auch möglichst einheitlich zu schreiben. Während der alte Umlaut des a durch e bezeichnet wurde (balg, belgi), schrieb man später immer ä, wenn ein verwandtes Wort mit a daneben stand: Väter zu Vater, Gräber zu Grab; aber man fühlt nicht in jedem Falle die Beziehung zu einem alten a und schreibt anstrengen, Stengel, edel, eng trotz Strang, Stange, Adel, Angst und bange (be-ange); anderseits täuscht man sich manchmal und schreibt ä, wo es gar nicht Umlaut von a ist, so in Käfer, gebären; rächen bezog man auf Rache, während das mhd. rāche in Wirklichkeit von dem Zeitwort rechen abgeleitet ist. Man schreibt herrlich und herrschen, weil man an Herr denkt, doch liegt hehr zugrunde (mhd. hērlīch, hērsen); Zierat glaubte man aus Zier und Rat zusammengesetzt und schrieb es daher früher mit rr. — Bei der Wortbiegung werden Verschiedenheiten, selbst lautlich begründete, beseitigt: mhd. lant, landes und kan, kunnen, nhd. Land, kann. Da-

gegen werden völlig gleichklingende, teils sogar der Herkunft nach gleiche Wörter in der Schrift unterschieden, wenn ihre Bedeutung verschieden ist: Mann, man; das, daß; wider, wieder; seit, seid; Weise, Waise; viel, fiel usw. Diese Unterscheidungen wurden z. T. dadurch erleichtert, daß man Überfluß an Schriftzeichen besaß: ei und ai, eu und äu, f und v, die verschiedenen s-Laute u. a. Diese Buchstaben sind vielfach willkürlich verteilt. Endlich haben sich nach vielem Schwanken gewisse Regeln herausgebildet, z. B. über die Bezeichnung der Länge und Kürze der Vokale; die Kürze wird in betonten Silben, die nur auf einen Konsonanten ausgehen, durch Verdopplung dieses Konsonanten bezeichnet: Schall, Blatt, dann, aber ausgenommen an, in, hat u. a.; die Länge wird nicht besonders bezeichnet: Gabe, kam, wir, ausgenommen die Fälle, wo der Vokal verdoppelt wird oder e und h als Dehnungszeichen dienen: Saal, nahm, viel.

Keiner der Grundsätze, die für unsre Schreibung bestimmend geworden sind, keine allgemeine Regel ist folgerichtig durchgeführt worden. Es hat Zeiten gegeben, wo man auf die äußere Form überhaupt keinen Wert legte und sie dem Drucker überließ, so im 16. Jahrhundert; dazu kommt, daß man nie allzustark vom Herkömmlichen abzugehn wagte, um nicht lauten Widerspruch hervorzurufen, und daß die Sache wirklich außerordentliche Schwierigkeiten bietet. Rechnen wir hinzu, daß unsre heutige Schreibung schon am Ende des 18. Jahrhunderts ungefähr erreicht war, daß also ihre Grundzüge sich in Zeiten ausgebildet hatten, in denen man von deutscher Sprachwissenschaft und Lautwissenschaft kaum reden konnte, so begreifen wir, daß sie nicht besser geworden ist, als sie ist. Da ihre Mängel und Willkürlichkeiten offen zutage liegen, so begreifen wir auch, daß heute die Klagen lauter ertönen als je.

Sind wir aber berechtigt, die geschichtliche entstandene Schreibung zu ändern? Darüber kann kein Zweifel sein; die Schrift ist ihrer Natur nach eine künstliche Wiedergabe der gesprochenen Sprache durch bestimmte Zeichen, also etwas absichtlich Festgesetztes, Geregeltes, und ist auch in ihrer Weiterentwicklung nicht ohne bewußtes Eingreifen des Menschen zu denken. Eine viel schwerer zu beantwortende Frage ist die, ob wir heute Veranlassung haben, eine Neuordnung vorzunehmen. Unsre jetzige Rechtschreibung weist gegenüber allen früheren den großen Vorteil auf, daß sie nicht nur im Deutschen Reiche, sondern auch in Östreich und der Schweiz amtlich eingeführt ist, also für das gesamte deutsche Sprachgebiet gilt. Mit Recht hat man betont, daß eine weniger gute Schrei-

bung mit allgemeiner Gültigkeit einer besseren vorzuziehen sei, die nur für ein kleineres Gebiet Geltung habe. Weiter führt man an, daß angesichts der vorhandenen Aussprachunterschiede und der Unmöglichkeit einer völlig lauttreuen Schreibung das Festhalten an der nun einmal üblichen das geringere Übel sei; gerade durch ihre Unbestimmtheit verbirgt sie die mundartliche Aussprache der Schreibenden, und ihre Unveränderlichkeit, der Grundsatz der Ausgleichung innerhalb desselben Stammes erleichtert das geläufige Lesen und Schreiben in hohem Maße. Zudem sind uns die Schriftbilder durch die Macht der Gewohnheit so lieb und vertraut geworden, daß wir jedem Eingriff unwillkürlich widerstreben, ganz gleich, ob er einen vernünftigen Grund hat oder nicht — er erscheint uns oft geradezu als ein Eingriff in die Sprache selbst. Alles, was anders ist, als wir es gewöhnt sind, sieht seltsam und lächerlich aus. In den mittelhochdeutschen Wörtern ir, wir, gir, die gleichmäßig ein kurzes i vor r enthalten, ist das i ebenso gleichmäßig gedehnt worden. Trotz dieser Übereinstimmung würden wir bei einer einheitlichen Schreibung der Lautverbindung ir als ihr, wihr, Gihr oder ir, wir, Gir oder ier, wier, Gier jedesmal zwei Wörter als falsch geschrieben empfinden, wir verlangen durchaus die nach Herkunft und Aussprache gleich unberechtigte Dreiheit ihr, wir, Gier. Ebenso würde uns die durchgehende Klein- oder Großschreibung stören, während wir wiederum in der Anrede Ihr fordern und Wir im Erlaß eines Fürsten begreiflich finden.

Auf der andern Seite muß man sagen, daß es lange gedauert hat, bis uns unsre Schreibgewohnheit lieb und vertraut geworden ist, und daß jedes neue Geschlecht sie erst mit unendlicher Mühe erlernen muß. Die Aneignung der deutschen Rechtschreibung in der Schule dauert viele Jahre; nicht nur in den Volksschulen, sondern auch in den höheren Schulen werden noch bis in die obersten Klassen hinein Fehler begangen, ja man hat behauptet, daß es vielleicht keinen einzigen Deutschen gäbe, der sich in jeder Einzelheit, Groß- und Kleinschreibung eingeschlossen, völlig sicher fühle. Der Lehrer, der ein deutsches Diktat durchsieht, sagt sich bei mancher abweichenden Schreibung seufzend: „Im Grunde hat der Junge ganz recht, unrecht hat die Rechtschreibung" und muß dann dafür einen groben Fehler anrechnen. Dabei läßt sich nicht sagen, daß der anstrengenden Arbeit der Erlernung der Schreibung ein besonderer bildender Wert beizumessen wäre, nur das Gedächtnis wird geübt, denn es handelt sich ja in zahlreichen Fällen um bloße Willkürlichkeiten und Zufälligkeiten. Durch eine Verbesserung würde jedenfalls viel Zeit und Kraft gespart,

die für nützlichere Dinge verwendet werden könnten. Auch ist die Gewohnheit keine unbesiegbare Macht; wir haben an uns selbst beobachtet, wie seltsam uns zuerst Wörter wie tun, Taler, Träne, Tee ohne h anmuteten, und doch haben wir uns daran gewöhnt, ja thun, Thaler, Thräne, Thee wollen uns heute schon nicht mehr recht gefallen. Ebenso schnell würden wir uns an andre Neuerungen gewöhnen, auch an die Kleinschreibung der Hauptwörter, wie sie in Grimms deutschem Wörterbuch und vielen wissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften durchgeführt ist. Orthographische Verschiedenheiten innerhalb desselben Wortes wie Lant, Länder und Haus, Hoöser würden vielleicht das Schreiben ein wenig erschweren; dem gegenüber stände die Gleichmäßigkeit dieses Wechsels in allen Fällen und der Gewinn an lautlicher Erkenntnis.

Das Widerstreben gegen Änderungen der Schreibgewohnheit wäre viel geringer, wenn die Schrift den Lautveränderungen besser folgen könnte; aber sie kann ja die unendlich feinen, kaum merkbaren Wandlungen der Aussprache nicht nachahmen, sondern nur mit einem Ruck, plump und derb, eine deutliche, völlig durchgeführte Veränderung ausdrücken. Die Entwicklung vom a zum e geht so allmählich vor sich, daß der Abstand von dem an andrer Stelle erhaltenen a lange gar nicht gefühlt wird, daß ein Zeitpunkt kommt, wo man kaum sagen kann, ob a oder e gesprochen wird — die Schrift kann nur den ganzen Schritt auf einmal machen. So begreifen wir auch, daß die Lautentwicklung sich in der Schrift erst zeigt, wenn sie in der Sprache abgeschlossen ist, bisweilen sehr viel später. Wenn wir also in Handschriften von einem bestimmten Jahre an e statt a erscheinen sehen, so werden wir nicht sagen, daß in diesem Jahre der Übergang von a zu e sich vollzogen habe, sondern annehmen, daß dies schon früher geschehen ist. Wenn im Jahre 1914 für ng das Zeichen ŋ eingeführt würde, so könnten wir uns vorstellen, daß eine künftige deutsche Grammatik sagte: „1914 ist die Lautverbindung n + g endgültig in unser heutiges ŋ übergegangen" — was doch offenbar falsch wäre. Die Schreibung muß also zwar immer etwas hinter der Sprache zurückbleiben, aber im allgemeinen hat sie sich doch bisher bemüht nachzukommen. Wenn unsre Vorfahren nicht bestrebt gewesen wären, stets ein wirkliches Bild der Sprache zu geben, wenn sie mit derselben Hartnäckigkeit wie wir an einem bestimmten Schreibgebrauche festgehalten und daher im 15. Jahrhundert noch ungefähr so geschrieben hätten wie im achten — wie wäre es dann um unsre Kenntnis der Geschichte unsrer Muttersprache bestellt, wie stünde es mit der deutschen Sprachwissen-

schaft! Wir haben heute trotz unsrer höheren Bildung oder vielmehr gerade deshalb, gerade weil wir so viel lesen, nicht mehr das gesunde Verhältnis zur gesprochenen Sprache wie unsre Vorfahren; die Schrift ist uns viel zu sehr die Sprache selbst. Wir müssen festhalten: wenn die Schrift die Aufgabe hat, die Sprache aufzuzeichnen, und wenn die Sprache nie stillsteht, sondern sich beständig entwickelt, so kann auch die Schrift nicht stillstehn, sondern muß sich ebenfalls entwickeln. Wenn also bei den letzten geringfügigen Änderungen unsrer Rechtschreibung so viel über die dadurch entstehende Unsicherheit und Beunruhigung geklagt worden ist, so ist es gut, sich klarzumachen, daß die Schrift sich zu allen Zeiten, und zwar im großen und ganzen der Sprachentwicklung entsprechend, geändert hat und daß es zu ihrem Wesen als einer Wiedergabe der Sprache gehört, sich zu ändern. So wenig es eine fertige Sprache gibt, so wenig gibt es eine endgültige Schreibung. Das bedeutet durchaus keine dauernde Beunruhigung; es würden ja nur in großen Zwischenräumen kleine Änderungen nötig sein. Wenn in unsrer Zeit innerhalb von 20 Jahren mehrere Neuregelungen stattgefunden haben, so hatten diese ja mit der Sprachentwicklung fast nichts zu tun und haben auch nicht viel genützt, weil sie nicht weit genug gingen.

Man sollte meinen, daß bei dauerndem Zurückbleiben der Schreibung der Abstand zwischen Laut und Buchstaben ungeheuerlich werden müsse; aber ganz so schlimm wird es in Wirklichkeit nicht. Es ist anziehend, zu beobachten, wie sich in solchen Fällen, dem allmählichen Fortschreiten der Lautentwicklung genau entsprechend, eine Art Ausgleich vollzieht, der zuweilen eine Änderung überflüssig macht. Im Englischen z. B. ist dieselbe Entwicklung des ī und ū zu ei und au eingetreten wie im Deutschen, der Engländer sagt nicht mīn und hūs, sondern mein und haus. Daß nun dieser Übergang in der Schrift nicht bezeichnet, sondern die alte Schreibung beibehalten wird: mine und house, so daß ei durch i, au durch das alte ou (= u) dargestellt wird, das schadet nichts, und der Engländer kommt gar nicht auf den Gedanken, daß hier ein Abstand zwischen Laut und Schrift vorhanden sei: denn der Buchstabe i heißt jetzt ei und erscheint als die regelrechte Schreibung für den Doppelvokal, den wir ei schreiben, ebenso wie ou für au. Mit der Umwandlung der Laute ī und ou zu ei und au hat sich also in demselben Maße die Bedeutung der Buchstaben i und ou gewandelt, ohne daß sich dabei ein Zwiespalt ergeben hätte. So stören uns die Schreibungen heute mit eu und Land mit d durchaus nicht, obwohl sie die Laute nicht richtig

darstellen; denn eu ist uns eben stets das Schriftzeichen für oö, und jedes auslautende d ist an sich härter als das anlautende. Bis zu einem gewissen Grade vollzieht sich dieser Ausgleich ununterbrochen bei jeder Lautverschiebung: wenn in 100 Jahren vielleicht auch in Süddeutschland die anlautenden p, t, k gehaucht gesprochen werden, so werden diese Buchstaben den künftigen Süddeutschen ebenso als genaue Bezeichnungen für diese Laute erscheinen, wie sie ihren heutigen Landsleuten die hauchlosen Laute darstellen. Freilich kann sich dabei die unerwünschte Folgeerscheinung einstellen, daß wir die Fühlung mit dem Laute so sehr verlieren, daß uns schließlich der Doppelvokal in heute wirklich aus den beiden Buchstaben e und u zu bestehen scheint. Auch das Nebeneinander von eu und äu bleibt unregelmäßig, und die richtige Schreibung muß in jedem Falle erlernt werden. Ein bedenklicher Zustand ergibt sich ferner, wenn die Stellung eines Buchstaben im Worte nicht unzweideutig zeigt, welche Aussprache ihm jeweilig zukommt; da nicht jedes mittelenglische i zu neuenglischem ei geworden ist, da sich u. a. alive (ei) und live (ĭ) gegenüberstehen, so ist durch das Zurückbleiben der Schreibung doch eine große Ungleichmäßigkeit entstanden. Daß dabei auch Verwechslungen vorkommen können, werden wir später noch sehen. — So genügt also diese Selbsthilfe des Sprachempfindens nicht immer, und wenn sie auch nie ganz zu entbehren ist, so ist ein vorsichtiges, auf das nötigste beschränktes Mitgehn der Schrift doch das bessere Mittel.

Ein ganz besonderes Hemmnis bilden noch die zahlreichen gleichlautenden Wörter, die in der Schreibung unterschieden werden, wie rein: Rain, Mohr: Moor u. a. Eine völlige Übereinstimmung: rain, Rain und Mor, Mor oder gar gleichmäßig rain und mor müßte ja, wie es scheint, zu fortwährenden Verwechslungen führen. Aber die Notwendigkeit solcher Unterscheidungen wird leicht überschätzt; in der gesprochenen Sprache, in der kein Unterschied besteht, verwechseln wir ja nie, denn der Zusammenhang bringt völlige Klarheit. In der Schrift erscheint eine Unterscheidung vor allem dann dringend nötig, wenn wir die Wörter absichtlich nebeneinander stellen: Ferse, Färse; aber außer bei orthographischen Erörterungen, die eben wegen des künstlich geschaffenen Unterschieds erforderlich sind, stehen sie ja in der wirklich gesprochenen und geschriebenen Sprache nicht nebeneinander, sondern sie kommen einzeln und in bestimmtem Zusammenhange vor. Manche unterscheiden sich auch durch das Geschlecht und die Mehrzahlbildung: der Ur, die Uhr; der Wal, die Wahl; oft ist eins von beiden selten oder wird durch ein

hinzugefügtes Wort erklärt: Aar, Märe, Augenlid, Laib Brot. So zeigt denn die Entwicklung unsrer Rechtschreibung einen zunehmenden Verzicht auf diese Unterscheidungen. Im 18. und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts glaubte man die Zeitwörter seyn und meynen von den Fürwörtern sein und meinen abheben zu müssen, heute empfinden wir das Bedürfnis nicht mehr. Später sind aufgegeben worden die Unterschiede zwischen Loos und Los, Thau und Tau, Thor und Tor, Thon und Ton, ohne daß eingetreten wäre, was wir theoretisch zu erwarten hatten, daß wir nämlich bisweilen einen törichten Menschen für eine Haustür, die Tonkunst für die Kunst gehalten hätten, Tonerde zu bearbeiten. Der Franzose verwechselt niemals Verse mit Würmern, Fäden mit Söhnen, wozu ihm doch die gemeinsamen Schreibungen vers und fils ein Recht gäben. Den sichersten Beweis für die Überflüssigkeit solcher orthographischer Ausklügeleien aber bietet die Tatsache, daß wir nicht verwechseln, ja überhaupt nicht auf den Gedanken kommen, daß eine Unterscheidung nötig sei, wenn uns die Schreibung noch gar nicht auf das Vorhandensein mehrerer verschiedener Wörter aufmerksam gemacht hat. Wir schreiben den Blumenstrauß gerade so wie den Strauß, den man aussicht, und ebenso wie den Vogel Strauß; nicht anders ist es mit den verschiedenen Bedeutungen von Ball, Bank, Bauer, Mark, mit dem Heiden und der Heide, dem Kiefer nnd der Kiefer, dem Mast und der Mast: bestünden hier überall verschiedene Schreibungen, so würden wir auch meinen, sie wären unumgänglich notwendig.

4. Deutsche Aussprache.

Einen weiteren wesentlichen Gesichtspunkt zur Beurteilung unsrer Frage liefert uns die Betrachtung des Einflusses der Schrift auf die Sprache. Dazu müssen wir einen Blick auf die deutsche Aussprache werfen. Mit der wachsenden Anteilnahme an sprachlichen Dingen wächst auch das Verlangen, das Deutsche möglichst rein auszusprechen. So wird die Frage, wo das beste Deutsch gesprochen wird, häufig erörtert, freilich meist, ohne daß dabei eine Einigung zustande kommt. Als beste und reinste Aussprache erscheint begreiflicherweise die von Mundartlichem möglichst freie, und so wird die Frage nicht selten so gefaßt: Wo spricht man das Deutsche dialektfrei?

Mancher Freund der Muttersprache, dem diese Angelegenheit am Herzen liegt, ist mit dem bestehenden Zustande recht unzufrieden. Besonders dann drängen sich ihm die unerfreulichsten Beobachtungen auf,

wenn er sich in einem fremden Mundartgebiet aufhält. Daß die Aussprache des Volkes grobe mundartliche Eigentümlichkeiten aufweist, hat er erwartet; aber groß ist sein Erstaunen und sein Unwille, daß selbst die Angehörigen der höheren Stände solche Verstöße begehen, ja manche Buchstaben gar nicht richtig aussprechen können. Da ist es bei ihm zu Hause doch anders! Gewiß gibt es auch dort manchen, der seine Aussprache in bedauerlicher Weise vernachlässigt, selbst einige seiner guten Freunde und Bekannten, sonst ganz gebildete Menschen, geben sich nicht genug Mühe, aber im allgemeinen ist es doch besser, und besonders er selbst spricht doch ein vortreffliches Deutsch! Das schlimmste aber ist, daß die Eingeborenen auf ihre schlechte Aussprache so versessen sind, daß sie die vorzügliche des Neuankömmlings durchaus nicht bewundern, sondern ebenfalls Fehler an ihr finden oder sich gar untereinander darüber lustig machen. Unverhüllt zeigt sich diese Auffassung bei dem jüngeren Geschlecht, etwa wenn ein Kind in einer von seiner Heimat entfernten Gegend in eine Schulklasse eintritt. Ein junger Sachse z. B. hat es in einer Hamburger Schule nicht leicht, weil seine Sprache beständig die Spottlust seiner Mitschüler reizt — nicht ganz mit Unrecht, denkt der norddeutsche Leser, denn die sächsische Aussprache klingt wirklich nicht schön. Kommt aber der Hamburger Junge in eine Leipziger Schule, so geht es ihm dort nicht besser, seine feine und zierliche Aussprache erscheint den Leipziger Schülern überwältigend komisch. Dieselbe Überhebung und Überschätzung der eignen Sprechweise oder doch ein gut Teil davon steckt in uns allen, und es liegt etwas Erfreuliches und Gesundes darin. Klaus Groth, der seine ganze Kraft daran gesetzt hat, das Plattdeutsche wieder zu Ehren zu bringen, erklärt doch die Auflösung des e in ei, des ö in eu, des o in au (also deip, mäud, Blaum statt deep, möd, Blom) für eine offenbare Unart der Mundart, nur weil sie sich nicht in seiner, sondern in der Mundart Fritz Reuters findet. — An fast jeder fremden Mundart fällt uns das bekannte „Singen" auf, nur an der eignen nicht; an jeder fremden Aussprache, ja an der Sprache jedes andern Menschen stört uns dies oder das, nur wir selber sprechen untadlig. Aufmerksame Beobachtung aber zeigt uns, daß auch wir nicht ganz rein sprechen, und wir müssen schließlich erkennen, daß man in jeder Gegend des Sprachgebiets mundartlich spricht und daß es keine dialektfreie Aussprache gibt.

Wir können die offenbaren Eigenheiten unsrer heimatlichen Mundart ablegen, aber wir behalten die Feinheiten und vor allem die Aus-

sprachegrundlage bei, die wir gar nicht kennen und daher nicht bekämpfen können, Zungenlage, Lippenstellung, Tonfall, soweit das nicht allzu auffällig ist. Wer nacheinander in verschiedenen Gegenden des Sprachgebiets gelebt hat, bei dem kann eine so starke Abschleifung eintreten, daß das scharfe Ohr des Phonetikers und Mundartforschers dazu gehört, um seine ursprüngliche Mundart und die wichtigsten Einflüsse, die sie erfahren hat, herauszukennen, aber die völlig ideale Aussprache kann er nicht erreicht haben; denn wer sagt uns, welches diese ideale Aussprache ist? Wir erinnern uns, daß bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die obersächsische als die beste galt; als der junge Goethe nach Leipzig kam, da tadelte man seine frankfurtische Sprechweise und suchte sie auf die reine Höhe der meißnischen Mundart zu heben. Heute kann von dieser Vorherrschaft Obersachsens keine Rede mehr sein, vielmehr hat sich der Schwerpunkt allmählich nach Norden verschoben, so daß jetzt vielfach die norddeutsche Aussprache als die beste angesehen wird. In der Stormschen Novelle St. Jürgen, aus dem Jahre 1867, kommt ein junger Schleswig-Holsteiner ins Württembergische und arbeitet bei einem jungen Ehepaar, dessen Vertrauen er gewinnt. Dann heißt es: „Besondere Freude machte es ihnen, daß ich in meinen Freistunden den ältesten ihrer beiden Knaben in der deutschen Sprache unterrichtete; denn ihnen gefiel meine damals noch norddeutsche Aussprache, und sie wünschten, daß die Kinder auch einmal, wie sie meinten, so reines Deutsch sprechen möchten."

Auf einen besonderen Grund für die heutige Anschauung über die norddeutsche Aussprache kommen wir noch zu sprechen, jedenfalls sehen wir, daß die Ansichten im Laufe der Zeit wechseln. Wir haben schon festgestellt, daß die Mundarten und daher auch ihre Aussprache wissenschaftlich gleichwertig sind. Für die Beurteilung der Trefflichkeit oder Minderwertigkeit einer Aussprache fehlt uns der Maßstab. Eine verbreitete Aussprache, hinter der ein einflußreicher Volksteil steht, ist natürlich wichtiger und hat eher Aussicht, allgemein anerkannt zu werden, als die auf einen kleineren Bezirk beschränkte, von dessen Bewohnern keine entscheidende Einwirkung auf das Ganze ausgeht; die erste scheint dann auch feiner zu sein als die letzte. So lange die von Luther begründete geistige Vorherrschaft Obersachsens dauerte, so lange erschien die obersächsische Aussprache als die vornehmste; seit der norddeutsche Einfluß überwiegt, wird die norddeutsche als reiner empfunden. Aber eine solche begreifliche Entwicklung darf uns nicht verführen zu glauben, daß die Laute der einflußreichsten Landschaft an und für sich etwas Höheres und Feineres

darstellten als die der andern. Kein Kenner des Niederdeutschen wird der Mundart Klaus Groths hohe Klangschönheit absprechen — trotzdem sprechen die Gebildeten kein Plattdeutsch mehr, trotzdem erscheint es als niedrig, unter dem Hochdeutschen stehend.

Eine wissenschaftlich zuverlässige Antwort läßt sich also auf die Frage, wo das beste Deutsch gesprochen wird, nicht geben. Beruhte unsre Gemeinsprache ausschließlich auf einer Mundart, sei es die meißnische, schwäbische oder eine niederdeutsche, so wäre diese Mundart das Verständigungsmittel zwischen den verschiedenen deutschen Stämmen und erschiene damit als die vornehmste, ihre Aussprache des Deutschen wäre die mustergültige. In Wirklichkeit hat das Obersächsische, auf das sich die Schriftsprache gründet, die mannigfachsten Einflüsse erfahren und erfährt sie heute besonders durch das Norddeutsche. Das Bemerkenswerte dabei ist, daß es nicht durch das Norddeutsche verdrängt wird; denn Norddeutsch ist ja niederdeutsch, plattdeutsch, also eine ganz andre Sprache; sondern daß die Norddeutschen, wie es scheint, in immer stärkerem Maße, dem Hochdeutschen ihre Aussprache aufdrücken, d. h. ihre niederdeutsche Aussprache des Hochdeutschen.

Der gegenwärtige Zustand, daß man in Deutschland nicht einheitlich spricht und daß sich die Aussprache keiner einzigen Landschaft als unbedingt mustergültig bezeichnen läßt, hat durchaus nichts Beschämendes für uns. Es ist in andern Ländern nicht anders, weil es nicht anders sein kann. Ein Volk, das seine Sprache so liebt und pflegt wie die Franzosen, das es verstanden hat, jahrhundertelang ihre Anerkennung als eigentliche Kultursprache, als vornehmste aller durchzusetzen, auch dieses Volk hat das Ideal nicht erreicht und wird es nie erreichen. Nicht nur besteht ein himmelweiter Unterschied zwischen der Aussprache des gebildeten Parisers und Marseillers, sondern es spricht auch der Einwohner von Lille anders als der von Poitiers und beide wieder nicht so wie der Pariser. So nachdrücklich dieser behauptet, das beste Französisch zu sprechen, so nachdrücklich wird diese Behauptung von den Bewohnern der Mitte bekämpft; auch in Frankreich hört man, wie die eine Landschaft sich über die Aussprache der andern beklagt, wie man in der dritten singe, statt zu sprechen, in der vierten gewisse Laute ganz spaßig ausspreche — die Dinge liegen eben in Frankreich wie bei uns und in jedem andern Lande. Aber alle diese Leute sprechen wirkliches Französisch, und das ist die Hauptsache. Daß Millionen von Menschen, über ein weites Gebiet verstreut, je völlig einheitlich sprechen könnten, ist ausgeschlossen.

Freilich, daß wir uns bemühen sollen, in gebildeter Rede alle auffällig mundartlichen Eigentümlichkeiten abzulegen, das ist ebenso sicher. Es gibt Fälle, wo uns stark mundartliche Aussprache empfindlich stört: beim Vortrage, bei der Predigt, auf der Bühne. Besonders dringend ist das Bedürfnis nach einer in den wesentlichen Punkten einheitlichen Aussprache für die Bühne, da sonst ein gedeihliches Zusammenspiel von Künstlern aus den verschiedensten Gegenden kaum denkbar ist. So fanden denn im Jahre 1898 in Berlin Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache statt, an denen 7 Bühnenleiter und 5 Hochschullehrer beteiligt waren und deren Ergebnis in dem Buche: Deutsche Bühnenaussprache, bearbeitet von Theodor Siebs, in demselben Jahre veröffentlicht wurde. Natürlich hat man nicht künstliche Regeln geschaffen, sondern zunächst den auf den Bühnen bereits herrschenden Gebrauch festgestellt und dann Schwankungen „nach Maßgabe der üblichsten und zweckmäßigsten Aussprache" ausgeglichen, wobei in vielen Fällen der norddeutsche Gebrauch zur Regel erhoben worden ist. Allgemeine und unbedingte Anerkennung hat sie nicht gefunden; namhafte Gelehrte und der Deutsche Sprachverein stehen ihr teils grundsätzlich, teils nur einzelner Entscheidungen wegen ablehnend gegenüber. Es kann aber wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß bei dem herrschenden Verlangen nach einer Regelung bei schwankendem Gebrauch die Bühnenaussprache auch außerhalb der Bühne immer weitere Fortschritte machen wird und daß die Bemühungen, sich über die örtliche Mundart zu erheben, sich künftig immer in der Richtung auf diese Regeln zu bewegen werden. Auch ist es eine natürliche Folge des Verlangens nach sprachlicher Einheit, daß nach dem Ausgleich auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Grammatik, der eine gemeinsame Schriftsprache ermöglicht hat, jetzt auch in der Aussprache eine gewisse Einheitlichkeit erstrebt wird. Folgendes aber ist dabei festzuhalten. Die Bühnenaussprache gilt selbst auf dem Theater nur für die ruhige, verstandesmäßige Rede, dem Ausdruck der Stimmung wird ein gewisser Spielraum gelassen. Eine vollkommene Gleichmäßigkeit der Aussprache und völlige Ausschaltung feiner landschaftlicher Eigenheiten kann auch auf der Bühne nicht erzielt werden. Wenn man auf die Bühnenaussprache die Bezeichnungen mustergültiges, bestes, lautreines Deutsch anwendet, so wollen wir das nicht so verstehn, als ob jede andre Aussprache tadelnswert und unrein wäre; wenn dieses mustergültige Deutsch als Ganzes ein Kunsterzeugnis ist, weil es keine Landschaft gibt, in der es gesprochen wird, so geht doch jede Einzel-

heit auf eine landschaftlich übliche Aussprache zurück und hat an sich keinen höheren Wert als irgendeine andre mundartliche Eigentümlichkeit; mustergültig und rein ist sie als Ganzes nur insofern, als sie die Sprache der Kunst und der feierlichen Rede ist, als sie nicht ausschließlich auf einer Mundart beruht, sondern gerade durch Vereinigung hochdeutscher und niederdeutscher Züge eine Vermittlung zwischen den Mundarten darstellt und für das gesamte Sprachgebiet Geltung hat. Endlich wollen wir nicht vergessen, daß auch die heutige Bühnenaussprache nicht für alle Zukunft Musteraussprache sein kann, sondern daß auch sie, dem Fortgange der Sprachentwicklung entsprechend, langsam weitergehn muß. Schon heute lassen sich einige ihrer Regeln nennen, deren Abstand von der natürlichen Sprechweise der meisten Gebildeten so groß ist, daß sie vermutlich nicht auf die Dauer aufrecht erhalten werden können.

5. Einfluß der Schrift auf die Aussprache.

Wie groß der Einfluß dieser Kunstsprache auch werden mag, es ist nicht daran zu denken, daß jemals alle Deutschen ohne Ausnahme sie sprechen werden, und eine solche automatenhafte Übereinstimmung ist auch weder wünschenswert noch nötig. In jeder Gegend werden einzelne ihrer Festsetzungen für die natürliche Sprache als unerträgliche Härten empfunden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Norddeutsche sich in absehbarer Zeit entschließen wird, Tāk statt Tāch zu sagen oder die genaue Regel für die Aussprache des Wortes König zu lernen: Könich, Könichs, Könige, köniklich; ebensowenig wird der Süddeutsche die p, t, k an jeder Stelle des Wortes gehaucht sprechen. Gegenwärtig ist die Bühnenaussprache jedenfalls für die große Mehrheit der gebildeten Deutschen noch keine so lebendige Macht, daß man alle ihre Bestimmungen auch nur kennte, geschweige denn befolgte. Wer gut Deutsch sprechen will, der findet ja ohne Mühe einen andern, sehr naheliegenden, bequemen und untrüglichen Maßstab, und zwar in der Schrift! Da nicht in der Aussprache, wohl aber in der Schreibung im ganzen Sprachgebiete Einheitlichkeit herrscht und da man vielfach meint, wir schrieben, wie wir sprechen, so ist nichts natürlicher, als daß bei schwankender Aussprache die Schrift entscheidet. Wie groß überhaupt der Einfluß des Schriftbildes auf uns alle ist, haben wir ja gesehen. Wenn wir ein Wort richtig aussprechen wollen, so dürfen wir keinen Laut verschlucken, sondern müssen alle klar und deutlich aussprechen; woher wissen wir aber, welche Laute bei richtiger Aussprache gesprochen werden müssen?

Um es zu erfahren, merken wir gewöhnlich nicht etwa auf, wenn Gebildete sprechen, sondern wir betrachten das Schriftbild. Entdecken wir nun einmal, daß jemand einen Buchstaben nicht mitspricht, so sagen wir nicht: dieser Buchstabe wird in diesem Worte nicht gesprochen, sondern wir stellen fest, daß der Betreffende schlecht oder wenigstens nachlässig spricht. Der Fall liegt dann bisweilen so: unsre Schreibung ist, wie allgemein zugegeben wird, sehr mangelhaft, sie gibt die Aussprache nicht mit der wünschenswerten und erreichbaren Genauigkeit wieder; wenn sie nun ihrerseits mit all ihren Mängeln wieder als Vorbild für die Aussprache dient, so wird diese dadurch auf einen ähnlichen Zustand der Unvollkommenheit gebracht oder auf denselben veralteten Standpunkt zurückgeschraubt, den die Schrift darstellt. Wenn auch im allgemeinen die Gefahr nicht so groß ist, wie es auf den ersten Blick scheint, weil wir ja die feineren Abweichungen zwischen Laut und Schrift nicht merken und die Entwicklung über die meisten solcher Künsteleien hinweggeht, so zeigen sich doch manche bedenkliche Folgen dieses Irrtums.

Eine der lehrreichsten betrifft die Buchstabenverbindungen sp- und st-, die in einem großen Teile von Norddeutschland noch spitz, d. h. mit s statt sch ausgesprochen werden. Bei den häufigen Erörterungen über die Frage, welche von beiden Aussprachen richtig sei, fühlt sich der Verteidiger des schp und scht oft ohnmächtig gegenüber dem unwiderleglichen Grund aller Gründe: wir schreiben sp und st, also müssen wir auch so sprechen. Ja, er hat schließlich trotz seiner Überzeugung von der Richtigkeit seiner Meinung ein wenig die Empfindung, als ob seine Aussprache wirklich grob und plump, die des andern aber fein und zierlich klinge. Die spitze Aussprache beider Konsonantenverbindungen ist vielleicht ein wesentlicher Grund mit für die Ansicht, daß man in Hannover das beste Deutsch spreche. Um zur Erkenntnis der wahren Sachlage zu gelangen, müssen wir einen kurzen geschichtlichen Rückblick tun.

Die Schreibweise sp und st zeigt nicht nur den älteren Zustand dieser beiden Lautverbindungen, sondern auch den von vier andern; die Wörter sprechen, stehn, schlafen, Schmuck, Schnee und Schwein lauteten mhd.: sprechen, stēn, slāfen, smuc, snē und swīn. In all diesen Fällen ist das s zu sch geworden, wie ja meist auch die Schrift zeigt; nur bei sp und st ist, obwohl über den lautlichen Vorgang kein Zweifel besteht, die veraltete Schreibung erhalten geblieben, offenbar unter dem Einfluß der zahlreichen Fälle, wo diese Konsonantenverbindungen im Innern des Wortes auftraten, z. B. in ist, Last, Brust, Wespe, Rispe, lispeln;

hier findet sich der Übergang des s zu sch nur mundartlich; sl, sm, sn und sw dagegen kamen nur im Anlaut vor. Außerdem scheute man wohl die große Häufung von Konsonanten, da nach sp noch l oder r, nach st häufig r vorkommt, während den andern Verbindungen nie ein weiterer Konsonant folgt. Übrigens beobachten wir dieselbe Entwicklung von s zu sch bei der inlautenden Verbindung rs; jedoch ist er in der Schriftsprache nicht einheitlich durchgeführt: einerseits haben wir sch in Hirsch, Bursche, Kürschner, Kirsche, herrschen, birschen, auch in dem Fremdwort Forsche (force), anderseits s in Hirse, Börse, Bürste, Durst, Wurst. — In bezug auf sprechen und stehn erkennen wir also: die hochdeutsche Aussprache ist ebenso gewiß schprechen und schtehn wie schlafen, Schmuck, Schnee und Schwein und nicht slafen, Smuck, Snee, Swein. Ebenso selbstverständlich ist die niederdeutsche Aussprache spreken, stån, slåpen, Smuck, Snee und Swin. Der Einfluß der Schrift aber zeigt sich nun darin, daß der gebildete Niederdeutsche im Hochdeutschen niemals slafen, Smuck, Snee und Swein sagt, sondern überall mit sch beginnt, wohl aber sprechen und stehn spitz spricht. Das heißt, wo die hochdeutsche Schreibung sch zeigt, da spricht er dies selbstverständlich aus, wo aber s steht, da glaubt er, das sei sein plattdeutsches s und spricht daher s. Die spitze norddeutsche Aussprache von sprechen und stehn erklärt sich also nicht so sehr aus der plattdeutschen Art, als vielmehr aus der Mangelhaftigkeit der hochdeutschen Schreibung. Und so groß ist der Einfluß der Schreibung auch auf den Mittel- und Süddeutschen, daß ihm zwar das norddeutsche sprechen und stehn zierlich, sein schprechen und schtehn grob klingt, das ganz gleichartige Sneider und swimmen aber durchaus nicht zierlicher scheint als Schneider und schwimmen, sondern im Gegenteil höchst komisch. Übrigens wird in diesem Falle das Mißverständnis keine dauernden Folgen haben; die Macht der geschichtlichen Erkenntnis ist zu stark gewesen, so daß die schp und scht auch in der Bühnensprache anerkannt sind und unaufhaltsam vorwärtsdringen.

Viel schwieriger liegen andre Fälle. Der Norddeutsche spricht die anlautenden p, t, k vor betonter Silbe (Paul, Turm, Kunst) mit Hauch; da diese Aussprache heute für die beste gilt, so läßt sich beobachten, daß sie öfter auch an solchen Stellen erscheint, an denen auch der Norddeutsche bei ungekünstelter Aussprache und in ruhiger Rede gewöhnlich keinen Hauch spricht. Das geschieht auf Grund bewußter Überlegung, um den Lautwert den p, t, k bei der Aufzählung der Buchstaben haben, in allen Fällen durchzuführen. Es handelt sich besonders um den Anlaut der

zweiten Silbe: Gruppe, hatten, Flocke, wo heute von solchen, die ihre Aussprache pflegen, oft Gruppphe, hatthen, Flockhe gesprochen wird — oft, nicht immer, nämlich immer dann nicht, wenn sie natürlich sprechen; auch im Englischen sind die p, t, k an zweiter Stelle gewöhnlich nicht gehaucht. Woher soll man wissen, daß diese p, t, k andre Laute sind, als wenn sie im Anlaut vor betonten Silben stehen? Wie soll man auf den Gedanken kommen, daß in dem Worte ordentlich eine andre als die buchstäbliche Aussprache des t die sprachgemäße ist? Die Lautwissenschaft nämlich lehrt uns, daß ihm nicht der Lautwert eines richtigen t zukommt; die Sprachgeschichte macht uns dies dadurch weiter deutlich, daß sie uns zeigt, wie es gar kein echter alter Bestandteil des Wortes ist, ebensowenig wie in eigentlich: ursprünglich ordenlich, abgeleitet von Orden im Sinne von Ordnung; eigenlich von eigen. Der Buchstabe t ist für das t-artig klingende Geräusch eingesetzt. Man braucht nur einmal or-denth-lich zu sprechen, um zu hören, daß das eine gekünstelte, unnatürliche Aussprache ist. Woher soll man nun solche Feinheiten wissen oder wenigstens beim Sprechen beachten lernen? Das Mittel ist so einfach, daß wir schwer darauf verfallen, wenn wir einmal angefangen haben, über unsre Aussprache nachzudenken: wir brauchen nur das Schriftbild auszuschalten, natürlich zu sprechen und die natürliche Aussprache der Gebildeten zu beobachten. — Auch die Bühnensprache hat, mit einigen Einschränkungen, die undurchführbare Regel aufgestellt, daß jedes p, t, k zu behauchen sei; wer bei einer Vorstellung in einem guten Theater seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richtet, der findet, daß die Schauspieler oft gegen die Regel verstoßen, weil ihr gesundes Sprachgefühl sich trotz ihrer Bemühung nicht leicht durch eine künstliche Festsetzung in Banden schlagen läßt.

Man klagt vielfach, daß unsre Sprache zuviel Konsonanten enthalte. Schon in alter Zeit traten oft Vereinfachungen ein, und unsre Vorfahren, die ein natürlicheres Verhältnis zum Laute hatten als wir, ließen nicht gesprochene Konsonanten unbedenklich auch in der Schrift weg, sie schrieben z. B. unser Wort deutsch öfter als diusch oder tiusch. Auch wir vereinfachen schwere Konsonantenverbindungen, und man sollte meinen, dieser Fortschritt würde gerade von denen mit Freude begrüßt, die über den Mangel an Klangschönheit wegen zuvieler Konsonanten Klage zu führen pflegen. Dem ist durchaus nicht so. Meist entdecken wir diese Vereinfachungen nicht, wo es aber geschieht, da erscheinen sie uns als Versündigung an der Sprache, weil — ja, weil eben die Schrift noch

alle Konsonanten enthält. Niemand spricht, auch nicht in der besten Gesellschaft, das Wort Tanzstunde buchstäblich aus, d. h. Thanthsschthunde, sondern gewöhnlich sprechen wir Thanschtunde; niemand spricht Abendbrot wirklich als A-bent-broth, sondern meist ābmbrot oder gar āmbrot. Wir bemühen uns wohl, ganz deutlich zu sagen: ich nehme Stunde̲n im Fran-zö-si-̲schen, sehr oft aber entschlüpft uns die Aussprache franzö^{i}schn oder französchn. Wenn wir uns dabei ertappen, so pflegen wir uns dieser liederlichen Aussprache zu schämen; sie erscheint aber recht anziehend, wenn wir die Geschichte des Wortes näher betrachten. Es ist eine Entlehnung aus dem Französischen, stammt aber nicht von dem heutigen français, sondern von dem altfranzösischen françois, worin unser fränkisch steckt. Aber man erkannte das ois nicht als Endung und hängte noch einmal das deutsche isch an, also franzoisisch. Da diese Form nicht sehr bequem auszusprechen ist, so findet sich schon mhd. die Zusammenziehung franzoisch; wäre nun die wunderliche Bildung des Wortes aus franzois + isch nicht zu stark im Bewußtsein der Schreiber lebendig geblieben, so hätten wir heute in Sprache und Schrift wahrscheinlich die Andeutschung französch, die in der älteren Literatur tatsächlich belegt ist. So aber ist diese Form zwar vorhanden und viel gebraucht, hat aber keine Aussicht, allgemein anerkannt zu werden, weil die Schrift die Entwicklung nicht mitgemacht hat.

Sehr deutlich ist der Einfluß der Schrift auch bei der Aussprache des e zu beobachten. Der regelmäßige Lautwert, den wir diesem Buchstaben geben, ist der eines ẹ̄, also eines langen, geschlossenen Lautes; daher erscheint uns ẹ̄ überhaupt als die übliche und beste Aussprache jedes e, und wir suchen diesen Wert überall einzusetzen. Die Verbindungen ie, ei und eu, die als untrennbar empfunden werden, scheiden dabei aus. Wie auch die Verhältnisse mundartlich im einzelnen liegen mögen, so sind doch die beiden Laute in den haupttonigen Silben von (sich) regen und Regen oder legen und gelegen von alters her deutlich geschieden und auch heute noch auf hochdeutschem Gebiete: in regen und legen spricht man ẹ̄, in Regen und gelegen dagegen den offenen, dem ä nahestehenden Laut ę̄. Da die Schrift diesen Lautunterschied nicht andeutet, so ist es begreiflich, daß in Norddeutschland in allen Fällen die geschlossene Aussprache gehört wird, also auch Rẹ̄gen, gelẹ̄gen, und daß diese Aussprache vordringt, weil sie von der Schrift gestützt wird. So erscheint heute der offene Laut vielfach schon als unfein. Auch die Bühnenaussprache hat diese Verbuchstabung des ę̄ mitgemacht, und das erwähnte

Buch von Siebs führt nur in einer Anmerkung eine Anzahl Wörter an, in denen vielfach ein offnerer Laut gesprochen wird. Auch vor r, wo selbst im Norden noch häufig ein offenes e zu hören ist, wie in Erde, werden, der (betont), wird ẹ̄ gefordert. Dieses Streben, überall den Laut ẹ̄ durchzuführen, verbreitet sich immer weiter und wandelt sogar in Namen das kurze e vor r um: gebildete Norddeutsche sprechen oft Werther als Wẹ̄rther aus, was Goethe wohl kaum verstanden hätte. Wir wissen, daß die Verteilung von e und ä in der Schrift z. T. ganz willkürlich ist, jetzt spricht man möglichst jedes e geschlossen, jedes ä offen, also sẹ̄hen und gẹ̄ben, aber spähen und wägen, obwohl in allen vier Wörtern derselbe mhd. Laut vorliegt. Weil aber der Laut ẹ̄ überhaupt als feiner gilt, so sprechen Norddeutsche sogar das ä oft geschlossen. Endlich macht sich der Einfluß der Schrift auch in nebentoniger Silbe bemerkbar; in gebildeten Familien werden die Kinder nicht selten angehalten, die Worte Vater und Mutter beim Rufen nicht wie gewöhnlich mit ə und einem Ansatz zum r zu sprechen, sondern mit starkem Nebenton als Vátärr, Múttärr; dieses offene e erscheint nämlich verhältnismäßig noch vornehmer als das dumpfe ə und als eine gewisse Annäherung an die Schrift. Späteren Geschlechtern mag es vorbehalten sein, bis zur allerfeinsten Aussprache Vátẹ̀r, Múttẹ̀r vorzudringen. Es ist aber tröstlich zu bemerken, daß dieselben Kinder, die Vátärr rufen, im Gespräch ausnahmslos ganz natürlich sprechen; häufig setzen sie für die Silbe -er sogar einen deutlichen Vokal ein.

Da die Schrift uns nichts über die zahllosen Angleichungen der Laute aneinander sagt, so geben wir auch nicht zu, daß wir sie sprechen; wir mögen nicht glauben, daß wir hatn und Lipn sagen, viel weniger, daß meist Lipm, habm oder gar hām, fümf, eimal die üblichen Sprechformen sind. Wir nehmen aber an denselben Angleichungen keinen Anstoß und sprechen sie, wenn die Schrift sie ausdrückt; niemand sagt: du habest, er habet, ich habete, entbor oder enbor, Anboß, Hindbeere (von Hinde, Hirschkuh), Windbraue, entfangen, entfehlen, entfinden, nemnen (zu Name), sondern du hast, er hat, ich hatte, empor, Amboß, Himbeere, Wimper, empfangen, empfehlen, empfinden, nennen; das Ergebnis eines solchen lautlichen Wandels ist also brauchbares und untadliges Sprachgut, wenn die Schrift es uns in dieser Form überliefert. Auch haben wir nie den Gedanken, daß dieselbe Angleichung in einer andern Sprache, etwa dem Lateinischen, etwas Niedriges sei; es stört uns gar nicht, wenn die Vorsilbe in je nach dem Anlaut des folgenden Wortes in den verschiedensten

Gestalten erscheint: Inquisition, imponieren, Illusion, ignorieren — nur in unserm heutigen Deutsch mißbilligen wir den Vorgang. Da wir nicht Wörter, sondern Sätze sprechen, so stellen sich auch im Satzzusammenhange mancherlei Angleichungen ein. Statt: in ‖ keiner Hinsicht sagen wir gewöhnlich: ingkeiner Hinsicht, statt: zehn ‖ Minuten entsprechend: zehmminuten; die erste Person der Einzahl der Gegenwart verliert ihr e, wenn das Fürwort nachsteht: hab' ich, find' ich. Je nach der Betonung erscheinen Wörter in verschiedener Lautgestalt; das Wort zu wird betont anders gesprochen als unbetont: mach' die Tür zū, aber: ich habe keine Lust zŭ gehn. Ebenso ist es mit der: wer nicht für mich ist, dēr ist wider mich, aber: dər Mensch hat nichts so eigen. Von all diesen Dingen verrät uns die Schrift nichts, darum glauben wir nicht recht daran; in fremden Sprachen oder im älteren Deutsch dagegen nehmen wir sie als etwas ganz Natürliches hin. Daß die Franzosen stumme Endkonsonanten im Satze aussprechen, wenn ein dazugehöriges Wort mit Vokal beginnt (pas‿un), das finden wir in der Ordnung; daß auch die Engländer regelmäßig vor folgendem Vokal herüberziehen, also z. B. das r in there‿is anders sprechen als in dem einfachen there, daß unsre Vorfahren die beiden zu je nach der Betonung schieden (zuo und ze), das billigen wir ebensosehr, wie wir Ähnliches bei uns tadeln, wenn wir es zufällig entdecken.

Unser heutiges Bemühen geht also offenbar dahin, jedes Wort so zu sprechen, daß wir die regelrechten Lautwerte seiner einzelnen Buchstaben aneinanderrücken und jeden Satz so, daß wir ihn aus lauter einzeln gesprochenen Wörtern zusammensetzen. Natürlich ist dieses Streben undurchführbar. Wer es durchführen wollte, der müßte während des Sprechens ununterbrochen die gespannteste Aufmerksamkeit auf die Lautform sammeln; sobald er sich einen Augenblick von der Sache fortreißen ließe, würde er in die natürliche Sprechweise zurückfallen. Wem es aber gelänge, der würde sich jedenfalls nicht rühmen können, gutes, sprachgemäßes Deutsch zu reden. — Diese Bestrebungen zeigen sich am stärksten in Norddeutschland, aus einem schon angedeuteten Grunde. Wenn der Mittel- oder Süddeutsche seine Mundart spricht, so spricht er auf alle Fälle hochdeutsch; wenn er sich bemüht, Bühnendeutsch zu sprechen, so kann er sich dabei in starkem Maße auf seine natürliche Sprechweise verlassen; ganz gleich, wie weit er dem Ideal nahe kommt, seine Aussprache ruht stets auf dem sichern Grunde einer hochdeutschen Mundart. Der Norddeutsche dagegen, der gutes Deutsch sprechen will, muß

sich zunächst möglichst von seiner Mundart freimachen, denn sie ist ja nicht hochdeutsch, sondern niederdeutsch. Sucht er nach einer Richtschnur für hochdeutsche Aussprache, so bietet sich ihm ganz von selbst die Schrift dar. Eine Bühnenaussprache gibt es ja erst seit kurzem, und so war ihm früher die Schrift die alleinige Vertreterin der fremden Sprache, die er lernen wollte. Die hochdeutsche Schreibung sprach er dann so, daß er jedem Buchstaben seinen niederdeutschen Lautwert gab; tatsächlich drückt die Schrift ja auch sehr viele Unterschiede zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch aus, und so ist die Aussprache des gebildeten Norddeutschen wirklich vielfach schriftsprachlicher als die des Süddeutschen. Der Norddeutsche konnte aber unmöglich das wissen, was die Schrift nicht ausdrückte. So mußten also viele Mißverständnisse vorkommen, die alle derselben Art sind: die Schrift ist buchstäblich aufgefaßt worden (bei sp und st, dem offenen e und in andren Fällen). Da es nun wohl feste Schreibregeln gab, aber keine Ausspracheregeln, so konnte diese Verbuchstabung auch auf den Hochdeutschen Eindruck machen; bei jeder Abweichung mußte er sich sagen: der Norddeutsche hat ganz recht, es steht wirklich der Buchstabe da, den er spricht, der Fehler muß wohl an mir liegen. Das ist auch der Grund, warum den einfachen Schreinersleuten in der erwähnten Stormschen Novelle die Aussprache ihres norddeutschen Gesellen so gefällt.

Beeinflussungen der Sprache durch die Schrift sind auch in früherer Zeit vorgekommen, sie werden nie ganz aufhören Unsre Muttersprache wird es auch ertragen können, wenn solche Einflüsse in Zukunft noch stärker werden; aber als eine erfreuliche und naturgemäße Sprachentwicklung wird man derartige Einwirkungen nicht bezeichnen können. Eine gründliche Erneuerung unsrer Rechtschreibung wäre daher auch von diesem Standpunkte aus dringend zu wünschen. Einer Schreibung wie der unsrigen gegenüber haben sogar an sich viel schlechtere wie die französische und englische ihre Vorzüge. Franzosen und Engländer wissen, daß die ihre sehr unregelmäßig ist und daher gar nicht Vorbild für die Aussprache sein kann; der eine verlangt niemals, daß man das es in tu donnes wie in tu es, geschweige denn, daß man das s wirklich aussprechen solle; der andre wird nie verlangen, daß die Vokale in door und blood gleich gesprochen werden, nur weil man sie gleich schreibt. — Eine bessere deutsche Schreibung könnte zwar auch nicht in allem Wandel schaffen, es ist z. B. gar nicht daran zu denken, daß sie den je nach dem Satzzusammenhange eintretenden Wechsel der Lautgestalt eines Wortes

bezeichnen könnte, aber sie würde doch einen wesentlichen Fortschritt bedeuten. Sicherlich würde auch die neue Schreibung als Muster für die Aussprache angesehen werden, nicht nur soweit sie die tatsächlich gesprochenen Laute andeutet, sondern auch soweit sie es nicht tut; aber die Gleichsetzung von Laut und Schrift würde doch sehr viel weniger Unheil anrichten als jetzt.

Was wir in dieser Hinsicht für unsre Muttersprache tun können, ist, daß wir, wenn es künftig wieder einmal heißen sollte, eine neue Regelung unsrer Schreibung stehe bevor, nicht über dauernde Beunruhigung und Neuerungssucht klagen, sondern vielmehr die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Änderung zu verbreiten suchen. Dann aber ist wesentlich, daß wir die gesprochene Sprache besser beobachten lernen und unser Ohr mehr schulen; zwar können wir nicht durch einfaches Hinhören die genaue Art der Hervorbringung aller Laute erkennen, aber wir können doch Laut und Schrift besser unterscheiden lernen. Wir müssen uns abgewöhnen, unsre Aussprache nach der Schrift regeln zu wollen, wir müssen zu der herrschenden Sprechweise der gebildeten Deutschen mehr Zutrauen haben, so viel Zutrauen, daß wir einer allgemein üblichen Lautgestalt recht zu geben wagen gegenüber einem starren oder veralteten Schriftbilde. Kurz, wir müssen uns immer gegenwärtig halten, daß Sprache zu sprechen gehört und daß nicht die zufällige Rechtschreibung, sondern die wirkliche Sprechweise der Deutschen das ist, was wir deutsche Sprache nennen.

Einige empfehlenswerte Bücher.

H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl., Halle 1909.
O. Behaghel, Die deutsche Sprache. 5. Aufl., Wien und Leipzig 1911.
L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. 3. Aufl., Leipzig 1910.
O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 8. Aufl., Leipzig 1912.
Fr. Kluge, Unser Deutsch. 2. Aufl., Leipzig 1910.
Fr. Kluge, Von Luther bis Lessing. 4. Aufl., Straßburg 1904.
A. Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. 2. Aufl., Lahr i. B. 1908.
H. Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache. München 1909.
Fr. Kluge, Wortforschung und Wortgeschichte. Leipzig 1912.
E. Engel, Deutsche Stilkunst. 19. Aufl., Wien und Leipzig 1913.
E. Sievers, Grundzüge der Phonetik. 5. Aufl., Leipzig 1901.
O. Bremer, Deutsche Phonetik. Leipzig 1893.
E. Richter, Wie wir sprechen. Leipzig 1912.
Th. Siebs, Deutsche Bühnenaussprache. 10. Aufl., Bonn 1912.
H. Paul, Deutsches Wörterbuch. 2. Aufl., Halle 1908.
Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch. 5. Aufl., herausgegeben von H. Hirt. Gießen 1909/10.
Fr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 7. Aufl., Straßburg 1910.

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich. — Werke, die mehrere Bände umfassen, sind auch in einem Band gebunden vorrätig.

Jeder Band geheftet M. 1.—, in Leinwand gebunden M. 1.25

Verzeichnis der bisher erschienenen Bände innerhalb der Wissenschaften alphabetisch geordnet.

Theologie und Philosophie, Pädagogik und Bildungswesen.

Amerikanisches Bildungswesen siehe Techn. Hochschulen, Universitäten, Volksschule.
Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)
Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Aufl. (Bd. 12.)
— siehe auch Ethik.
Bildungswesen, Das deutsche, in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Fr. Paulsen. 3. Aufl. Von Prof. Dr. W. Münch. Mit Bildn. Paulsens. (Bd. 100.)
Buddhas Leben und Lehre. Von weil. Prof. Dr. R. Pischel. 2. Aufl. von Prof. Dr. H. Lüders. Mit 1 Taf. (Bd. 109.)
Calvin, Johann. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit Bildn. (Bd. 247.)
Christentum. Aus der Werdezeit des Chr. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. J. Geffcken. 2. Aufl. (Bd. 54.)
Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. D. Dr. K. Sell. 2 Bde. (Bd. 297, 298.)
— siehe auch Jesus, Mystik im Christentum.
Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literar. Zeugn. eines Jahrh. gesammelt. Von Turninspektor K. Möller. 2 Bde. Bd. II in Vorb. (Bd. 188, 189.)
Einführung in die Philosophie, Theologie siehe Philosophie, Theologie.
Entstehung der Welt und der Erde nach Sage u. Wissenschaft. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)
Erziehung zur Arbeit. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. (Bd. 459.)
Erziehung, Moderne, in Haus und Schule. Von J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 159.)
— siehe auch Großstadtpädagogik und Schulkämpfe der Gegenwart.
Ethik. Prinzipien der E. Von E. Wentscher. (Bd. 397.)
— siehe auch Aufgaben und Ziele des Menschenlebens, sittliche Lebensanschauungen, Willensfreiheit.
Fortbildungsschulwesen, Das deutsche. Von Dir. Dr. F. Schilling. (Bd. 256.)
Freimaurerei, Die. Anschauungswelt u. Geschichte. Von Geh. Archivrat Dr. L. Keller. (Bd. 463.)
Fröbel, Friedrich. Leben und Wirken. Von A. v. Portugall. Mit 5 Taf. (Bd 82.)
Großstadtpädagogik. Von J. Tews. (Bd. 327.)
— siehe auch Erziehung, Moderne, und Schulkämpfe der Gegenwart.
Heidentum siehe Mystik.
Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor Dr. O. Flügel. Mit Bildn. (Bd. 164.)
Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Hochschulen siehe Techn. Hochschulen und Universitäten.
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. 2. Aufl. (Bd. 199.)
Jesuiten, Die. Eine histor. Skizze. Von Prof. D. H. Boehmer. 3. Aufl. (Bd. 49.)
Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor C. Bonhoff. (Bd. 89.)
— **Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu.** Von Pfarrer D. Dr. P. Mehlhorn. 2. Aufl. (Bd. 137.)
— **Die Gleichnisse Jesu.** Zugl. Anleitung zu quellenmäßigem Verständnis der Evangelien. Von Prof. D. Dr. Weinel. 3. Aufl. (Bd. 46.)
Israelit. Religion. Die Grundzüge der israel. Religionsgeschichte. V. weil. Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. 2. Aufl. (Bd. 52.)
Jugendfürsorge. Von Waisenhausdirektor Dr. J. Petersen. 2 Bde. (Bd. 161, 162.)
Jugendpflege. Von Fortbildungsschullehrer W. Wiemann. (Bd. 434.)
Kant, Immanuel. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. O. Külpe. 3. Aufl. Mit Bildn. (Bd. 146.)
Knabenhandarbeit, Die, in der heutigen Erziehung. Von Sem.-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abb. u. Titelbild. (Bd. 140.)
Lehrerbildung siehe Volksschule und Lehrerbildung der Ver. Staaten.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein krit. Bericht. Von Prof. D. H. Boehmer. 3. Aufl. Mit 2 Bildn. (Bd. 113.)
Mädchenschule, Die höhere, in Deutschland. Von Oberlehrerin M. Martin. (Bd. 65.)
Mechanik des **Geisteslebens.** Von Prof. Dr. M. Verworn. 3. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 200.)
— siehe auch Psychologie.
Mission, Die evangelische. Von Pastor G. Baudert. (Bd. 406.)
Mittelschule siehe Volks- u. Mittelschule.
Mystik im Heidentum und Christentum. Von Prof. Dr. Edv. Lehmann. (Bd. 217.)
Mythologie, Germanische. Von Prof. Dr. J. von Negelein. 2. Aufl. (Bd. 95.)
Pädagogik, Allgemeine. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 4. Aufl. (Bd. 33.)
Pädagogik, Experimentelle, mit bes. Rücks. auf die Erzieh. durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. 2. Aufl. Mit 2 Abb. (Bd. 224.)
— siehe auch Erziehung, Großstadtpädagogik u. Psychologie des Kindes.
Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Frh. v. Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan u. 6 Ansichten. (Bd. 6.)
Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Dr. P. Thomsen. Mit 36 Abb. (Bd. 260.)
Paulus, Der Apostel, u. sein Werk. Von Prof. Dr. E. Vischer. (Bd. 309.)
Pestalozzi. Leben und Ideen. Von Prof. Dr. P. Natorp. 2. Aufl. Mit Bildn. u. Brieffaks. (Bd. 250.)
Philosophie, Die. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldir. H. Richert. 2. Aufl. (Bd. 186.)
— **Einführung in die Philosophie.** Von Prof. Dr. R. Richter. 3. Aufl. von Dr. M. Brahn. (Bd. 155.)
— **Führende Denker.** Geschichtl. Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. J. Cohn. 2. Aufl. Mit 6 Bildn. (Bd. 176.)
— siehe auch Weltanschauung.
Philosophie der Gegenwart, Die, in Deutschland. Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. O. Külpe. 6. Aufl. (Bd. 41.)
Psychologie siehe Seele des Menschen.
— siehe auch Mechanik des Geisteslebens.
Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. R. Gaupp. 3. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 213.)
— siehe auch Pädagogik.
Religion. Die Stellung der R. im Geistesleben. Von Lic. Dr. P. Kalweit. (Bd. 225.)
— **Die Religion der Griechen.** Von Prof. Dr. E. Samter. (Bd. 457.)
Religion. Religion und Naturwissenschaft in Kampf u. Frieden. Ein geschichtl. Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. 2. Aufl. (Bd. 141.)
— **Die relig. Strömungen der Gegenwart.** Von Superintend. D. A. H. Braasch. 2. Aufl. (Bd. 66.)
Rousseau. Von Prof. Dr. P. Hensel. 2. Aufl. Mit Bildnis. (Bd. 180.)
Schopenhauer. Persönlichkeit, Lehre, Bedeutung. Von Realschuldir. H. Richert. 2. Aufl. Mit Bildn. (Bd. 81.)
Schule siehe Fortbildungsschulwesen, Hilfsschulwesen, Hochschule, Mädchenschule, Mittelschule, Volksschule und die folgenden Bände.
Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 33 Fig. (Bd. 96.)
Schulkämpfe der Gegenwart. Von J. Tews. 2. Aufl. (Bd. 111.)
— siehe auch Erziehung, Moderne, und Großstadtpädagogik.
Schulwesen. Geschichte des deutschen Sch. Von Oberrealschuldir. Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)
Seele des Menschen, Die. Von Prof. Dr. J. Rehmke. 4. Aufl. (Bd. 36.)
— siehe auch Psychologie.
Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von weil. Prof. Dr. O. Kirn. 2. Aufl. (Bd. 177.)
— siehe auch Ethik.
Spencer, Herbert. Von Dr. K. Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)
Student, Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. S. Müller. Mit zahlr. Abb., Karte u. Lageplan. (Bd. 190.)
Testament, Neues. Der Text des N. T. nach seiner geschichtl. Entwicklung. Von Div.-Pfarrer A. Pott. Mit 8 Taf. (Bd. 134.)
— siehe auch Jesus.
Theologie. Einführung in die Theologie. Von Pastor M. Cornils. (Bd. 347.)
Über Universitäten und Universitätsstudium. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. (Bd. 411.)
Universität, Die amerikanische. Von PH. D. E. D. Perry. Mit 22 Abb. (Bd. 206.)
— siehe auch Student.
Unterrichtswesen, Das deutsche, der Gegenwart. Von Oberrealschuldir. Dr. K. Knabe. (Bd. 299.)
Volksbildungswesen, Das moderne. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. G. Fritz. Mit 14 Abb. (Bd. 266.)

Volks- und Mittelschule, Die preußische, Entwicklung und Ziele. Von Geh. Reg.-u. Schulrat Dr. Sachse. (Bd. 432.)
Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten. Von Dir. Dr. F. Kuypers. Mit 48 Abb. u. Titelbild. (Bd. 150.)
Weltanschauung, Griechische. Von Privatdoz. Dr. M. Wundt. (Bd. 329.)
Weltanschauungen, Die, der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. L. Busse. 5. Aufl., herausg. von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)
— siehe auch Philosophie.
Willensfreiheit. Das Problem der W. Von Prof. Dr. G. F. Lipps. (Bd. 383.)
— siehe auch Ethik.
Zeichenkunst. Der Weg zur Z. Von Dr. E. Weber. Mit Abb. (Bd. 430.)

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Sprachkunde, Literaturgeschichte und Kunst.

Architektur siehe Baukunst und Renaissancearchitektur.
Ästhetik. Von Prof. Dr. R. Hamann. (Bd. 345.)*)
Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Dir. Prof. Dr. Th. Volbehr. 2. Aufl. Mit 44 Abb. (Bd. 68.)*)
Baukunde siehe Abtlg. Technik.
Baukunst. Deutsche B. im Mittelalter. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. 3. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 8.)
— **Deutsche Baukunst seit dem Mittelalter bis z. Ausg. des 18. Jahrh.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 62 Abb. und 3 Tafeln. (Bd. 326.)
— **Deutsche Baukunst im 19. Jahrh.** Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Matthaei. Mit 35 Abb. (Bd. 453.)
Beethoven siehe Haydn.
Björnson siehe Ibsen.
Dekorative Kunst des Altertums. Von Dr. Fr. Poulsen. Mit 112 Abb. (Bd. 454.)
Drama, Das. Von Dr. B. Busse. Mit Abb. 2 Bde.
Bd. I: Von der Antike zum französ. Klassizismus. (Bd. 287.)
Bd. II: Von Versailles bis Weimar. (Bd. 288.)
— siehe auch Shakespeare, Lessing, Schiller und Theater.
Drama, Das deutsche, des 19. Jahrh. In s. Entwickl. dargest. von Prof. Dr. G. Witkowski. 4. Aufl. Mit Bildn. Hebbels. (Bd. 51.)
— siehe auch Hebbel, Hauptmann.
Dürer, Albrecht. Von Dr. R. Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)*)
Französische Roman, Der, und die Novelle. Von O. Flake. (Bd. 377.)
Frauendichtung. Geschichte der deutschen F. seit 1800. V. Dr. H. Spiero. (Bd. 300.)
Griechische Kunst. Die Blütezeit der g. K im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griech. Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Taf. u. 32 Abb. (Bd. 272.)*)
— siehe auch Dekorative Kunst.
Harmonium siehe Tasteninstrumente.
Hauptmann, Gerhart. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. Mit 1 Bildn. (Bd. 283.)
Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. C. Krebs. 2. Aufl. Mit 4 Bildn. (Bd. 92.)
Hebbel, Friedrich. Von Prof. Dr. O. Walzel. Mit 1 Bildn. (Bd. 408.)
Ibsen, Björnson und ihre Zeitgenossen. Von weil. Prof. Dr. B. Kahle. 2. Aufl. von Dr. Morgenstern. Mit 7 Bildn. (Bd. 193.)
Impressionismus. Die Maler des J. Von Prof. Dr. B. Lázár. Mit 32 Abb. u. 1 farb. Tafel. (Bd. 395.)*)
Klavier siehe Tasteninstrumente.
Kunst, Deutsche, im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrh. Von Prof. Dr. B. Haendcke. Mit 63 Abb. (Bd. 198.)
Kunst siehe auch Dekorative, Griechische, Ostasiatische Kunst.
Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superint. R. Bürkner. 2. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 77.)
Lessing. V. Dr. Ch. Schrempf. (Bd. 403.)
Lyrik. Geschichte der deutschen L. seit Claudius. Von Dr. H. Spiero. (Bd. 254.)
— siehe auch Minnesang und Volkslied.
Maler, Die altdeutschen, in Süddeutschland. Von H. Nemitz. Mit Bilderanhang. (Bd. 464.) Siehe auch Impressionismus.
Malerei, Die deutsche, im 19. Jahrh. Von Prof. Dr. R. Hamann. 2 Bände Text, 2 Bände Abbildgn., auch in 1 Halbpergamentbd. zu M. 6.—. (Bd. 448—451.)
Malerei, Niederländische, im 17. Jahrh. Von Dr. H. Jantzen. Mit zahlr. Abb.
— siehe auch Rembrandt. (Bd. 373.)*)
Michelangelo. Einführung in das Verständn. s. Werke. Von Prof. Dr. E. Hildebrandt. Mit 44 Abb. (Bd. 392.)*)
Minnesang. Von Dr. J. W. Bruinier. (Bd. 404.)
Mozart siehe Haydn.

*) Auch in Halbpergamentbänden zu M. 2.— vorrätig.

Musik. Geschichte der Musik siehe Haydn, Mozart, Beethoven, Wagner.
— **Die Grundlagen der Tonkunst.** Versuch e. genet. Darstellung der allgem. Musiklehre. Von Prof. Dr. H. Rietsch. (Bd. 178.)
Musikal. Kompositionsformen. Von S. G. Kallenberg. 2 Bde.
Bd. I: Die elementaren Tonverbindungen als Grundlage der Harmonielehre. (Bd. 412.)
Bd. II: Kontrapunktik und Formenlehre. (Bd. 413.)
Musikal. Romantik. Die Blütezeit der m. R. in Deutschland. Von Dr. E. Istel. Mit Silhouette. (Bd. 239.)
Mythologie, Germanische. Von Prof. Dr. J. v. Negelein. (Bd. 95.)
— siehe auch Volkssage, Deutsche.
Novelle siehe Roman.
Orchester. Die Instrumente des Orch. Von Prof. Dr. Fr. Volbach. Mit 60 Abb. (Bd. 384.)
— **Das moderne Orchester in seiner Entwicklung.** Von Prof. Dr. Fr. Volbach. Mit Partiturbeisp. u. 3 Taf. (Bd. 308.)
Orgel siehe Tasteninstrumente.
Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Dir. Prof. Dr. R. Graul. Mit 49 Abb. (Bd. 87.)
Personennamen, Die deutschen. Von Dir. A. Bähnisch. (Bd. 296.)
Plastik siehe Griechische Kunst.
Poetik. Von Dr. R. Müller-Freienfels. (Bd. 460.)
Rembrandt. Von Prof. Dr. P. Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)*)
Renaissancearchitektur in Italien I. Von Dr. P. Frankl. Mit 12 Taf. u. 27 Textabb. (Bd. 381.)*)
Rhetorik. Von Dr. E. Geißler. I. Richtlinien für die Kunst des Sprechens. 2. Aufl. (Bd. 455.)
— — II. Anweisungen zur Kunst der Rede. (Bd. 456.)
Rhetorik. Siehe auch Sprechen.
Roman. Der französische Roman und die Novelle. Von O. Flake. (Bd. 377.)
Romantik, Deutsche. Von Prof. Dr. O. Walzel. 2. Aufl. (Bd. 232.)
Romantik siehe auch Musikal. Romantik.
Schiller. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. Mit Bildn. 2. Aufl. (Bd. 74.)
Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. E. Sieper. Mit 3 Taf. u. 3 Textabb. 2. Aufl. (Bd. 185.)
Sprachbau. Die Haupttypen des menschlichen S. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 268.)
Sprachstämme des Erdkreises. Von weil. Prof. Dr. F. N. Finck. (Bd. 267.)
Sprechen. Wie wir sprechen. Von Dr. E. Richter. (Bd. 354.)
— siehe auch Rhetorik.
Stile. Die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst. Von Dr. E. Cohn-Wiener. 2 Bde.
Bd. I: Vom Altertum bis zur Gotik. Mit 57 Abb. (Bd. 317.)*)
Bd. II: Von der Renaissance b. z. Gegenwart. Mit 31 Abb. (Bd. 318.)*)
Tasteninstrumente. Klavier, Orgel, Harmonium. Das Wesen der T. Von Prof. Dr. O. Bie. (Bd. 325.)
Theater, Das. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altert. bis auf die Gegenwart. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 230.)
Tonkunst siehe Musik.
Volkslied, Das deutsche. Über Wesen und Werden deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 5. Aufl. (Bd. 7.)
Volkssage, Die deutsche. Von Dr. O. Böckel. (Bd. 262.)
— siehe auch Mythologie, German.
Wagner. Das Kunstwerk Richard Wagners. Von Dr. E. Istel. Mit Bildn. (Bd. 330.)
— siehe auch Musikal. Romantik.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Kultur, Geschichte und Geographie, Recht und Wirtschaft.

Alpen, Die. Von H. Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Altertum, Das, im Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. P. Cauer. (Bd. 356.)
Amerika. Geschichte der Vereinigten Staaten von A. Von Prof. Dr. E. Daenell. 2. Aufl. (Bd. 147.)
— **Aus dem amerikan. Wirtschaftsleben.** Von Prof. J. L. Laughlin. Mit 9 graph. Darstellungen. (Bd. 127.)
— siehe ferner Lehrerbildung, Volksschule, Techn. Hochschulen, Universitäten Amerikas in Abtlg. Bildungswesen.
Amerikaner, Die. Von N. M. Butler. Deutsch von Prof. Dr. W. Paszkowski. (Bd. 319.)
Angestellte siehe Kaufmännische A.
Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von Prof. O. v. Zwiedineck-Südenhorst. 2. Aufl. (Bd. 78.)
— siehe auch soziale Bewegung.
Australien und Neuseeland. Land, Leute und Wirtschaft. Von Prof. Dr. R. Schachner. (Bd. 366.)

*) Auch in Halbpergamentbänden zu M. 2.— vorrätig.

Bauernhaus. Kulturgeschichte des deutschen B. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. 2. Aufl. Mit 70 Abb. (Bd. 121.)
Bauernstand. Geschichte des deutschen B. Von Prof. Dr. H. Gerdes. Mit 21 Abb. (Bd. 320.)
Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. M. Haushofer. (Bd. 50.)
Buch. Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. 3. Aufl. Mit 7 Taf. u. 26 Abb. (Bd. 175.)
— Das Buchgewerbe und die Kultur. 6 Vorträge, gehalten i. A. des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abb. (Bd. 182.)
— siehe auch Schrift- und Buchwesen.
Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdoz. Dr. K. Dieterich. Mit 2 Bildn. (Bd. 244.)
Charakterbilder aus deutscher Geschichte siehe Von Luther zu Bismarck.
Deutsch: Deutsches Bauernhaus s. Bauernhaus. — Deutscher Bauernstand s. Bauernstand. — Deutsches Dorf s. Dorf. — Deutsche Einheit s. Vom Bund zum Reich. — Deutsches Frauenleben s. Frauenleben. — Deutsche Geschichte s. Geschichte. — Deutscher Handel s. Handel. — Deutsches Haus s. Haus. — Deutsche Kolonien s. Kolonien. — Deutsche Landwirtschaft s. Landwirtschaft. — Deutsche Reichsversicherung s. Reichsversicherung. — Deutsche Schiffahrt s. Schiffahrt. — Deutsches Schulwesen s. Schulwesen. — Deutsche Städte s. Städte. — Deutsche Verfassung, Verfassungsrecht s. Verfassung, Verfassungsrecht. — Deutsche Volksfeste, Volksstämme, Volkstrachten s. Volksfeste usw. — Deutsches Weidwerk s. Weidwerk. — Deutsches Wirtschaftsleben s. Wirtschaftsleben. — Deutsches Zivilprozeßrecht s. Zivilprozeßrecht.
Deutschtum im Ausland, Das. Von Prof. Dr. R. Hoeniger. (Bd. 402.)
Dorf, Das deutsche. Von R. Mielke. 2. Aufl. Mit 51 Abb. (Bd. 192.)
Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. L. Wahrmund. (Bd. 115.)
Eisenbahnwesen, Das. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. a. D. Biedermann. 2. Aufl. Mit Abbildgn. (Bd. 144.)
— siehe auch Verkehrsentwicklung in Deutschland 1800/1900.
Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. 2. Aufl. Mit 19 Bildn. (Bd. 174.)
Entdeckungen, Das Zeitalter der. Von Prof. Dr. S. Günther. 3. Aufl. Mit 1 Weltkarte. (Bd. 26.)
Erbrecht. Testamentserrichtung und E. Von Prof. Dr. F. Leonhard. (Bd. 429.)
Familienforschung. Von Dr. E. Devrient. (Bd. 350.)
Finanzwissenschaft. Von Prof. Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)
Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Prof. Dr. R. Wilbrandt. (Bd. 106.)
Frauenbewegung, Die moderne. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr. K. Schirmacher. 2. Aufl. (Bd. 67.)
Friedensbewegung, Die moderne. Von A. H. Fried. (Bd. 157.)
Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Gartenkunst. Geschichte d. G. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)
— siehe auch Abt. Naturwissensch. (Blumen u. Pflanzen.)
Gartenstadtbewegung, Die. Von Generalsekr. H. Kampffmeyer. Mit 45 Abb. 2. Aufl. (Bd. 239.)
Geld, Das, und sein Gebrauch. Von G. Maier. (Bd. 398.)
— siehe auch Münze.
Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 2. Aufl. Mit 13 Abb. (Bd. 75.)
Geschichte, Deutsche siehe Von Luther zu Bismarck, Friedrich der Große, Restauration u. Revolution, Von Jena bis zum Wiener Kongreß, Revolution (1848), Reaktion u. neue Ära, Vom Bund zum Reich, Moltke.
Gewerblicher Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanw. B. Tolksdorf. (Bd. 138.)
Griechische Städte. Kulturbilder aus gr. St. Von Oberlehrer Dr. E. Ziebarth. 2. Aufl. Mit 23 Abb. u. 2 Tafeln. (Bd. 131.)
Handel. Geschichte des Welthandels. Von Prof. Dr. M. G. Schmidt. 2. Aufl. (Bd. 118.)
— Geschichte des deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)
Handwerk, Das deutsche, in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Dir. Dr. E. Otto. 4. Aufl. Mit 27 Abb. (Bd. 14.)
Haus, Das deutsche, und sein Hausrat. Von Prof. Dr. R. Meringer. Mit 106 Abb. (Bd. 116.)
Holland siehe Städtebilder, Historische.
Hotelwesen. Von P. Damm-Etienne. Mit 30 Abb. (Bd. 331.)
Japaner, Die, in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Rathgen. 2. Aufl. (Bd. 72.)
Jesuiten, Die. Eine histor. Skizze. Von Prof. Dr. H. Boehmer. 3. Aufl. (Bd. 29.)
Internationale Leben, Das, der Gegenwart. Von A. H. Fried. Mit 1 Tafel. (Bd. 226.)
Island, das Land und das Volk. Von Prof. Dr. P. Herrmann. Mit Abb. und Karten. (Bd. 461.)

Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanw. P. Bienengräber. 2 Bde. (Bd. 219. 220.)
Kaufmann. Das Recht des K. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Bd. 409.)
Kaufmännische Angestellte. Das Recht der k. A. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 361.)
Kolonien, Die deutschen. (Land und Leute.) Von Dr. A. Heilborn. 3. Aufl. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 98.)
— **Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen.** Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Kolonisation, Innere. Von A. Brenning. (Bd. 261.)
Konsumgenossenschaft, Die. Von Prof. Dr. F. Staudinger. (Bd. 222.)
Krieg, Der, im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Hauptmann A. Meyer. Mit 3 Abb. (Bd. 271.)
— **Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert.** Von Major O. v. Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)
— siehe auch Seekrieg.
Landwirtschaft, Die deutsche. Von Dr. W. Claaßen. Mit 15 Abb. und 1 Karte. (Bd. 215.)
Miete, Die, nach dem BGB. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 194.)
Mittelalterliche Kulturideale. Von Prof. Dr. V. Vedel. 2 Bde.
Bd. I: Heldenleben. (Bd. 292.)
Bd. II: Ritterromantik. (Bd. 293.)
Mittelstandsbewegung, Die moderne. Von Dr. L. Müffelmann. (Bd. 417.)
Moltke. Von Kaiserl. Ottoman. Major im Generalstab F. C. Endres. Mit Bildn. (Bd. 415.)
Münze, Die, als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Prof. Dr. A. Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abb. (Bd. 91.)
— siehe auch Geld.
Napoleon I. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. 2. Aufl. Mit Bildn. (Bd. 195.)
Naturvölker, Die geistige Kultur der N. Von Prof. Dr. K. Th. Preuß. Mit 7 Abb. (Bd. 452.)
Organisationen, Die wirtschaftlichen. Von Privatdoz. Dr. E. Lederer. (Bd. 428.)
Orient, Der. Eine Länderkunde. Von E. Banse. 3 Bde.
Bd. I: Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abb., 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen u. 1 Tafel. (Bd. 277.)
Bd. II: Der arabische Orient. Mit 29 Abb. und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Orient, Der.
Bd. III: Der arische Orient. Mit 34 Abb., 3 Kartenskizzen und 2 Diagrammen. (Bd. 279.)
Österreich. Geschichte der auswärtigen Politik Österreichs im 19. Jahrhundert. Von R. Charmatz. (Bd. 374.)
Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von R. Charmatz. 2 Bände. 2. Aufl.
Bd. I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Bd. II: Der Kampf d. Nationen. (Bd. 243.)
Ostmark, Die. Eine Einführung in die Probleme ihrer Wirtschaftsgeschichte. Von Prof. Dr. W. Mitscherlich. (Bd. 351.)
Ostseegebiet. Von Privatdozent Dr. G. Braun. (Bd. 367.)
Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. H. Freiherr von Soden. 3. Aufl. Mit 2 Karten, 1 Plan und 6 Ansichten. (Bd. 6.)
Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Von Gymnasialoberlehrer Dr. P. Thomsen. Mit 36 Abb. (Bd. 260.)
Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Hassert. 3. Aufl. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Politische Geographie. Von Dr. E. Schöne. (Bd. 353.)
Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. K. Th. v. Heigel. 2. Aufl. (Bd. 129.)
Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Prof. Dr. Fr. v. Duhn. 2. Aufl. Mit 62 Abb. (Bd. 114.)
Postwesen, Das. Entwicklung und Bedeutg. Von Postrat J. Bruns. (Bd. 165.)
Reaktion und neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 101.)
Recht siehe Eherecht, Erbrecht, Gewerbl. Rechtsschutz, Jurisprudenz, Kaufmann, Kaufmänn. Angestellte, Urheberrecht, Verbrechen, Verfassungsrecht, Wahlrecht, Zivilprozeßrecht.
Rechtsprobleme, Moderne. Von Prof. Dr. J. Kohler. 3. Aufl. (Bd. 128.)
Reichsversicherung, Die. Die Kranken-, Invaliden-, Hinterbliebenen-, Unfall- und Angestelltenversicherung nach der Reichsversicherungsordnung u. dem Versicherungsgesetz für Angestellte. Von Landesversicherungsassessor H. Seelmann. (Bd. 380.)
Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 3. Aufl. (Bd. 37.)

Revolution. Geschichte der Französischen R. Von Prof. Dr. Th. Bitterauf. (Bd. 346.)
— **1848.** Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. O. Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)
Rom. Das alte Rom. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. O. Richter. Mit Bilderanhang u. 4 Plänen. (Bd. 386.)
— **Soziale Kämpfe im alten Rom.** Von Privatdoz. Dr. L. Bloch. 3. Aufl. (Bd. 22.)
— **Roms Kampf um die Weltherrschaft.** Von Prof. Dr. Kromayer. (Bd. 368.)
Schiffahrt, Deutsche, und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. K. Thieß. (Bd. 169.)
Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 4.)
— siehe auch Buch.
Schulwesen. Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldir. Dr. K. Knabe. (Bd. 85.)
Seekrieg. Eine geschichtl. Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von K. Freiherrn v. Maltzahn, Vizeadmiral a. D. (Bd. 99.)
— **Das Kriegsschiff.** Von Geh. Marinebaurat Krieger. Mit 60 Abb. (Bd. 389.)
— siehe Krieg.
Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von G. Maier. 4. Aufl. (Bd. 2.)
— siehe auch Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung.
Soziale Kämpfe im alten Rom siehe Rom.
Sozialismus. Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrh. Von Privatdoz. Dr. Fr. Muckle. 2 Bde.
Band I: Der rationale Sozialismus. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)
Städte, Die. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. K. Hassert. Mit 21 Abb. (Bd. 163.)
— **Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter.** Von Prof. Dr. B. Heil. 3. Aufl. Mit zahlr. Abb. u. 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
— **Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland.** Von Reg.-Baumeister a. D. A. Erbe. Mit 59 Abb. (Bd. 117.)
— siehe auch Griechische Städte, ferner Pompeji, Rom.
Statistik. Von Prof. Dr. S. Schott. (Bd. 442.)
Strafe und Verbrechen. Von Dr. P. Pollitz. (Bd. 323.)
Student, Der Leipziger, von 1409 bis 1909. Von Dr. W. Bruchmüller. Mit 25 Abb. (Bd. 273.)
Telegraphie, Die, in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat J. Bruns. Mit 4 Fig. (Bd. 183.)
Testamentserrichtung und Erbrecht. Von Prof. Dr. F. Leonhard. (Bd. 429.)
Theater, Das. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenw. Von Dr. Chr. Gaehde. 2. Aufl. Mit 18 Abb. (Bd. 230.)
Über Universitäten u. Universitätsstudium. V. Prof. Dr. Th. Ziegler. (Bd. 411.)
— siehe auch Student, Der Leipziger.
Urheberrecht. Das Recht an Schrift- und Kunstwerken. Von Rechtsanwalt Dr. R. Mothes. (Bd. 435.)
Verbrechen. Strafe und V. Von Dr. P. Pollitz. (Bd. 323.)
Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Dr. A. Hellwig. (Bd. 212.)
Verbrecher. Die Psychologie des V. Von Dr. P. Pollitz. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)
Verfassung. Grundzüge der V. des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. E. Loening. 4. Aufl. (Bd. 34.)
Verfassungsrecht, Deutsches, in geschichtlicher Entwicklung. Von Prof. Dr. Ed. Hubrich. 2. Aufl. (Bd. 80.)
Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800 bis 1900 (fortgeführt bis zur Gegenwart). Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. W. Lotz. 3. Aufl. (Bd. 15.)
— siehe auch Eisenbahnwesen.
Versicherungswesen. Grundzüge des V. Von Prof. Dr. A. Manes. 2. Aufl. (Bd. 105.)
— siehe auch Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung und Reichsversicherung.
Volksfeste und Volkssitten, Deutsche. Von H. S. Rehm. Mit 11 Abb. (Bd. 214.)
Volksstämme, Die deutschen, und Landschaften. Von Prof. Dr. O. Weise. 4. Aufl. Mit 29 Abb. (Bd. 16.)
Volkstrachten, Deutsche. Von Pfarrer C. Spieß. (Bd. 342.)
— siehe auch Deutsche Volksfeste usw.
Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. R. Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 102.)
Von Jena bis zum Wiener Kongreß. Von Prof. Dr. G. Roloff. (Bd. 465.)
Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. O. Weber. 2 Bde. 2. Aufl. (Bd. 123, 124.)
Wahlrecht, Das. Von Reg.-Rat Dr. O. Poensgen. (Bd. 249.)

Weidwerk, Das deutsche. Von G. Frh. v. Nordenflycht. (Bd. 436.)
Welthandel siehe Handel.
Wirtschaftliche Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 2. Aufl. Bearb. von Prof. Dr. K. Dove. (Bd. 122.)
Wirtschaftsleben, Deutsches. Auf geographischer Grundlage geschildert. Von weil. Prof. Dr. Chr. Gruber. 3. Aufl. Neubearb. v. Dr. H. Reinlein. (Bd. 42.)
— **Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens** im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. L. Pohle. 3. Aufl. (Bd. 57.)
Wirtschaftsleben, Deutsches. Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. P. Arndt. 2. Aufl. (Bd. 179.)
Wirtschaftlichen Organisationen, Die. Von Privatdozent Dr. E. Lederer. (Bd. 428.)
Wirtschaftsgeschichte siehe Antike Wirtschaftsgeschichte.
Zeitungswesen. Von Dr. H. Diez. (Bd. 328.)
Zivilprozeßrecht, Das deutsche. Von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)

Wichtige Gebiete der Volkswirtschaft sind auch in der Abteilung Naturwissenschaft und Technik behandelt unter den Stichwörtern: **Automobil, Bierbrauerei, Bilder aus der chem. Technik, Eisenbahnwesen, Eisenhüttenwesen, Elektr. Kraftübertragung, Gartenstadtbewegung, Ingenieurtechnik, Kaffee, Kakao, Kinematographie, Kohlen, Landwirtschaftl. Maschinen, Metalle, Patente, Salz, Schmucksteine, Spinnerei, Straßenbahnen, Tabak, Tee, Wald, Wasserkraftmaschinen, Weinbau.**

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

Mathematik, Naturwissenschaften, Medizin und Technik.

Aberglaube, Der, in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. D. v. Hansemann. 2. Aufl. (Bd. 83.)
Abstammungs- und Vererbungslehre, Experimentelle. Von Dr. H. Lehmann. Mit 26 Abb. (Bd. 379.)
Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 37 Fig. (Bd. 39.)
Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abb. (Bd. 314.)
Algebra siehe Arithmetik.
Alkoholismus, Der. Von Dr. G. B. Gruber. Mit 7 Abb. (Bd. 103.)
Ameisen, Die. Von Dr. Fr. Knauer. Mit 61 Fig. (Bd. 94.)
Anatomie des Menschen, Die. Von Prof. Dr. K. v. Bardeleben. 6 Bde. 2. Aufl.
I. Teil: Zellen- und Gewebelehre. Entwicklungsgeschichte der Körper als Ganzes. Mit 70 Abb. (Bd. 418.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abb. (Bd. 419.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abb. (Bd. 420.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm-, Atmungs-, Harn- und Geschlechtsorgane). Mit 39 Abb. (Bd. 421.)
V. Teil: Nervensystem und Sinnesorgane. Mit 50 Abb. (Bd. 422.)
VI. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 20 Abb. (Bd. 423.)
Aquarium, Das. Von E. W. Schmidt. Mit 15 Fig. (Bd. 335.)
Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. P. Crantz. 2 Bde.
I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Aufl. Mit 9 Fig. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. 3. Aufl. Mit 23 Fig. (Bd. 205.)
Arzneimittel und Genußmittel. Von Prof. Dr. O. Schmiedeberg. (Bd. 363.)
Arzt, Der. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenw. Ein Leitfaden der soz. Medizin. Von Dr. med. M. Fürst. (Bd. 265.)
Astronomie. Probleme der modernen Astr. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. Mit 11 Fig. (Bd. 355.)
— **Astronomie in ihrer Bedeutung für das praktische Leben.** Von Prof. Dr. A. Marcuse. Mit 26 Abb. (Bd. 378.)
— siehe auch Weltall, Weltbild, Sonne, Mond, Planeten.
Atome. Moleküle — **Atome — Weltäther.** Von Prof. Dr. G. Mie. 3. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 58.)
Auge des Menschen, Das, und seine Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. G. Abelsdorff. Mit 15 Abb. (Bd. 149.)
Auge, Das, und die Brille. Von Dr. M. v. Rohr. Mit 84 Abb. und 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)

Automobil, Das. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ingenieur K. Blau. 2. Aufl. Mit 86 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 166.)

Bakterien, Die, im Kreislauf des Stoffes in der Natur und im Haushalt des Menschen. Von Prof. Dr. E. Gutzeit. Mit 13 Abb. (Bd. 233.)

— **Die krankheiterregenden Bakterien.** Von Privatdozent Dr. M. Loehlein. Mit 33 Abb. (Bd. 307.)

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Prof. Dr. H. Sachs. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 32.)

Baukunde. Das Wohnhaus. Von Reg.-Baumeister a. D. G. Langen. 2 Bde. Mit Abb.
Bd. I: Sein technischer Aufbau. (Bd. 444.)
Bd. II: Seine Anlage und Ausgestaltung. (Bd. 445.)

— **Eisenbetonbau, Der.** Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. 81 Abb. (Bd. 275.)

Baukunst siehe Abtlg. Kunst.

Befruchtungsvorgang. Der, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. E. Teichmann. 2. Aufl. Mit 7 Abb. und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)

Beleuchtungswesen, Das moderne. Von Dr. H. Lux. Mit 54 Abb. (Bd. 433.)

Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)

Biochemie. Einführung in die B. Von Prof. Dr. W. Löb. (Bd. 352.)

Biologie, Allgemeine. Von Prof. Dr. H. Miehe. 2. Aufl. Mit 140 Fig. (Bd. 130.)

— **Experimentelle.** Von Dr. C. Thesing. Mit Abb. 2 Bände.
Bd. I: Experim. Zellforschung. (Bd. 336.)
Band II: Regeneration, Transplantation und verwandte Gebiete. (Bd. 337.)

—, siehe auch Abstammungslehre und Befruchtungsvorgang, Erscheinungen des Lebens, Lebewesen, Organismen, Mensch und Tier, Urtiere.

Blumen. Unsere Bl. und Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 69 Abb. (Bd. 360.)

— **Unsere Bl. und Pflanzen im Zimmer.** Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 65 Abb. (Bd. 359.)

Blut. Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. H. Rosin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)

Botanik siehe **Kolonialbotanik, Blumen, Kulturpflanzen.**

Brauerei. Die Bierbrauerei. Von Dr. A. Bau. Mit 47 Abb. (Bd. 333.)

Brille. Das Auge und die Br. Von Dr. M. v. Rohr. Mit 84 Abb. und 1 Lichtdrucktafel. (Bd. 372.)

Buch. Wie ein Buch entsteht. Von Prof. A. W. Unger. 3. Aufl. Mit 7 Tafeln und 26 Abb. (Bd. 175.)

— siehe auch Abt. Kultur (Buchgewerbe, Schrift- u. Buchwesen).

Chemie. Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. W. Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)

— **Einführung in die organ. Chemie:** Natürl. und künstl. Pflanzen- u. Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. 2. Aufl. Mit 7 Fig. (Bd. 187.)

— **Bilder aus der chemischen Technik.** Von Dr. A. Müller. Mit 24 Abb. (Bd. 191.)

Chemie in Küche und Haus. Von Dr. J. Klein. 3. Aufl. Mit 1 Doppeltafel. (Bd. 76.)

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Prof. Dr. R. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)

Chirurgie, Die, unserer Zeit. Von Prof. Dr. Feßler. Mit 52 Abb. (Bd. 339.)

Dampfkessel siehe Dampfmaschine I und Feuerungsanlagen.

Dampfmaschine, Die. 2 Bde. I: Wirkungsweise des Dampfes in Kessel und Maschine. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 45 Abb. (Bd. 393.)

— II: Ihre Gestaltung und ihre Verwendung. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. Mit 95 Abb. u. 1 Taf. (Bd. 394.)

Darwinismus. Abstammungslehre und D. Von Prof. Dr. R. Hesse. 4. Aufl. Mit 37 Fig. (Bd. 39.)

Differential- u. Integralrechnung. Von Dr. M. Lindow. (Bd. 387.)

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)

Eisenbahnwesen, Das. Von Eisenbahnbau- und Betriebsinspektor a. D. E. Biedermann. 2. Aufl. M. zahlr. Abb. (Bd. 144.)

— siehe auch Klein- u. Straßenbahnen, Verkehrsentwicklung.

Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)

Eisenhüttenwesen. Von weil. Geh. Bergrat Prof. Dr. H. Wedding. 4. Aufl. von Bergreferendar F. W. Wedding. Mit 15 Fig. (Bd. 20.)

Eiszeit, Die, und der vorgeschichtliche Mensch. Von Prof. Dr. G. Steinmann. Mit 24 Abb. (Bd. 302.)

Elektrische Kraftübertragung. Von Ing. P. Köhn. Mit Abb. (Bd. 424.)

Elektrochemie. Von Prof. Dr. K. Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)

Elektrotechnik. Grundlagen der E. Von Dr. A. Rotth. Mit 72 Abb. (Bd. 391.)

— siehe auch Drähte und Kabel, Telegraphie.

Energie. Die Lehre von der E. Von Dr. A. Stein. Mit 13 Fig. (Bd. 257.)
Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. J. Frentzel. 2. Aufl. Neu bearbeitet von Geh.-Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abb. und 2 Tafeln. (Bd. 19.)
Farben siehe Licht.
Feuerungsanlagen, Industrielle, u. Dampfkessel. Von Ingenieur J. E. Mayer. Mit 88 Abb. (Bd. 348.)
Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustr. 2. Aufl. (Bd. 167.)
Garten siehe Blumen, Pflanzen.
Gartenkunst. Geschichte der G. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abb. (Bd. 274.)
Gartenstadtbewegung, Die. Von Generalsekretär H. Kampffmeyer. Mit 43 Abb. 2. Aufl. (Bd. 259.)
Gebiß, Das menschliche, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fr. Jäger. Mit 24 Abb. (Bd. 229.)
Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. G. Ilberg. (Bd. 151.)
Genußmittel siehe Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Arzneimittel u. Genußmittel.
Geologie, Allgemeine. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Fr. Frech. 2. u. 3. Aufl.
Bd. I: Vulkane einst und jetzt. Mit 80 Abb. (Bd. 207.)
Bd. II: Gebirgsbau und Erdbeben. Mit 57 Abb. (Bd. 208.)
Bd. III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Mit 51 Abb. (Bd. 209.)
Bd. IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Abb. (Bd. 210.)
Bd. V: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. 49 Abb. u. 1 Titelbild. (Bd. 211.)
Bd. VI: Gletscher einst und jetzt. Mit 1 Titelbild und 65 Abb. (Bd. 61.)
Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 4 Abb. und 1 Tafel. (Bd. 251.)
Gesundheitslehre. Acht Vorträge aus der G. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 4. Aufl. besorgt von Prof. Dr. M. von Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)
Gesundheitslehre für Frauen. Von Prof. Dr. Opitz. Mit Abb. (Bd. 171.)
Getreidegräser siehe Kulturpflanzen.
Graphische Darstellung, Die. Von Prof. Dr. F. Auerbach. (Bd. 437.)
Handfeuerwaffen, Die. Ihre Entwicklung und Technik. Von Hauptmann R. Weiß. Mit 69 Abb. (Bd. 364.)
Häuserbau siehe Baukunde, Heizung und Lüftung.
Haustiere. Die Stammesgeschichte unserer H. Von Prof. Dr. C. Keller. Mit 28 Fig. (Bd. 252.)
Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. Mit 67 Abb. (Bd. 196.)
Heilwissenschaft, Die moderne. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. E. Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)
Heizung und Lüftung. Von Ingenieur J. E. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)
Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. H. Rosin. Mit 18 Abb. (Bd. 312.)
Hüttenwesen siehe Eisenhüttenwesen.
Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. E. Trömner. 2. Aufl. (Bd. 199.)
Infinitesimalrechnung. Einführung in die J. mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. G. Kowalewski. 2. Aufl. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)
Ingenieurtechnik. Bilder aus der J. Von Baurat K. Merckel. Mit 43 Abb. (Bd. 60.)
— **Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit.** Von Geh. Regierungsrat M. Geitel. Mit 32 Abb. (Bd. 28.)
Kabel. Drähte und K., ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 43 Abb. (Bd. 285.)
Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. A. Wieler. Mit 24 Abb. und 1 Karte. (Bd. 132.)
Kälte, Die, ihr Wesen, ihre Erzeugung und Verwertung. Von Dr. H. Alt. Mit 45 Abb. (Bd. 311.)
Kinematographie. Von Dr. H. Lehmann. Mit 69 Abb. (Bd. 358.)
Klein- und Straßenbahnen. Von Oberingenieur a. D. A. Liebmann. Mit 85 Abb. (Bd. 322.)
Kohlen, Unsere. Von Bergassessor P. Kukuk. Mit 60 Abb. (Bd. 396.)
Kolonialbotanik. Von Prof. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Korallen und andere gesteinbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abb. (Bd. 321.)
Kraftanlagen siehe Feuerungsanlagen und Dampfkessel, Elektr. Kraftübertragung, Dampfmaschine, Wärmekraftmaschine.
Kraftmaschinen siehe Wärmekraftmaschine, Wasserkraftmaschine.
Kraftübertragung, Die elektrische. Von Ingenieur P. Köhn. Mit Abb. (Bd. 424.)

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. B. Leick. (Bd. 152.)
Kriegsschiff, Das. Von Geh. Marinebaurat Krieger. Mit 60 Abb. (Bd. 389.)
Küche siehe Chemie in Küche und Haus.
Kulturpflanzen. Unsere wichtigsten K. (Die Getreidegräser). Von Prof. Dr. K. Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Fig. (Bd. 10.)
Landwirtschaftliche Maschinenkunde. Von Prof. Dr. G. Fischer. Mit 62 Abb. (Bd. 316.)
Lebewesen. Die Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. Mit 132 Abb.
— — I. Der Tiere zueinander. (Bd. 426.)
— — II. Der Pflanzen zueinander und zu den Tieren. (Bd. 427.)
— siehe Organismen, Biologie.
Leibesübungen, Die, und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. R. Zander. 3. Aufl. Mit 19 Abb. (Bd. 13.)
Licht, Das, und die Farben. Von Prof. Dr. L. Graetz. 3. Aufl. Mit 117 Abb. (Bd. 17.)
Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimentalchemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. 4. Aufl. Mit 115 Abb. (Bd. 5.)
Luftfahrt, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. R. Nimführ. 3. Aufl. von Dr. Fr. Huth. Mit 53 Abb. (Bd. 300.)
Luftstickstoff, Der, und seine Verwertung. Von Prof. Dr. K. Kaiser. Mit 13 Abb. (Bd. 313.)
Lüftung. Heizung und L. Von Ingenieur J. E. Mayer. Mit 40 Abb. (Bd. 241.)
Maschinen siehe Hebezeuge, Dampfmaschine, Wärmekraftmaschine, Wasserkraftmaschine und die folg. Bände.
Maschinenelemente. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Maschinenkunde siehe Landwirtschaftl. Maschinenkunde.
Maße und Messen. Von Dr. W. Block. Mit 34 Abb. (Bd. 385.)
Mathematik, Praktische. Von Dr. R. Neuendorff. I. Teil: Graphisches u. numerisches Rechnen. Mit 62 Fig. u. 1 Tafel. (Bd. 341.)
Mathematik. Naturwissenschaften und M. im klassischen Altertum. Von Prof. Dr. Joh. L. Heiberg. (Bd. 370.)
Mathematische Spiele. Von Dr. W. Ahrens. 2. Aufl. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)
Mechanik. Von Kais. Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. 2 Bde.
Bd. I: Die Mechanik der festen Körper. Mit 61 Abb. (Bd. 303.)
Bd. II: Die Mechanik der flüssigen Körper. Mit 34 Abb. (Bd. 304.)
Meer, Das, seine Erforschung und sein Leben. Von Dr. O. Janson. 3. Aufl. Mit 41 Fig. (Bd. 30.)
Mensch. Entwicklungsgeschichte des M. Von Dr. A. Heilborn. Mit 60 Abb. (Bd. 388.)
Mensch der Urzeit, Der. Vier Vorlesungen aus der Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes. Von Dr. A. Heilborn. 2. Aufl. Mit zahlr. Abb. (Bd. 62.)
Mensch, Der vorgeschichtliche, siehe Eiszeit.
Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von weil. Prof. Dr. A. Kirchhoff. 3. Aufl. (Bd. 31.)
Mensch und Tier. Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. K. Eckstein. 2. Aufl. Mit 51 Fig. (Bd. 18.)
Menschlicher Körper. Bau und Tätigkeit des menschl. K. Von Prof. Dr. H. Sachs. 3. Aufl. Mit 37 Abb. (Bd. 32.)
— siehe auch Anatomie, Blut, Herz, Nervensystem, Sinne, Verbildungen.
Metalle, Die. Von Prof. Dr. K. Scheid. 3. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Mikroskop, Das, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. Scheffer. 2. Aufl. Mit 99 Abb. (Bd. 35.)
Milch, Die, und ihre Produkte. Von Dr. A. Reitz. Mit 16 Abb. (Bd. 362.)
Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. G. Mie. 3. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 58.)
Mond, Der. Von Prof. Dr. J. Franz. Mit 31 Abb. (Bd. 90.)
Natur und Mensch. Von Direktor Prof. Dr. M. G. Schmidt. Mit 19 Abb. (Bd. 458.)
Naturlehre. Die Grundbegriffe der modernen N. Von Prof. Dr. F. Auerbach. 3. Aufl. Mit 79 Fig. (Bd. 40.)
Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. J. Bongardt. 2 Bde.
I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)
Naturwissenschaften und Mathematik im klassischen Altertum. Von Prof. Dr. Joh. L. Heiberg. (Bd. 370.)
Naturwissenschaft und Religion. N. und R. in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. A. Pfannkuche. 2. Aufl. (Bd. 141.)
Naturwissenschaften und Technik. Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über Wirkungen der Entwicklung der N. und T. auf das gesamte Kulturleben. Von Prof. Dr. W. Launhardt. 3. Aufl. Mit 16 Abb. (Bd. 23.)
Nautik. Von Dir. Dr. J. Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)

Nerven. Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele in gesundem und krankem Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. 2. Aufl. Mit 27 Fig. (Bd. 48.)
Obstbau. Von Dr. E. Voges. Mit 13 Abb. (Bd. 107.)
Optik siehe Auge, Brille, Licht u. Farbe, Mikroskop, Spektroskopie, Stereoskop, Strahlen.
Optischen Instrumente, Die. Von Dr. M. v. Rohr. 2. Aufl. Mit 84 Abb. (Bd. 88.)
Organismen. Die Welt der O. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. K. Lampert. Mit 52 Abb. (Bd. 236.)
— siehe Lebewesen.
Patente und Patentrecht siehe Abtlg. Recht. (Gewerbl. Rechtsschutz).
Pflanzen. Das Werden und Vergehen der Pfl. Von Prof. Dr. P. Gisevius. Mit 24 Abb. (Bd. 173.)
— Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. E. Küster. Mit 38 Abb. (Bd. 112.)
— Die fleischfressenden Pflanzen. Von Dr. A. Wagner. Mit 82 Abb. (Bd. 344.)
— Unsere Blumen und Pflanzen im Garten. Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 69 Abb. (Bd. 360.)
— Unsere Blumen und Pflanzen im Zimmer. Von Prof. Dr. U. Dammer. Mit 65 Abb. (Bd. 359.)
— siehe auch Lebewesen.
Pflanzenwelt des Mikroskops, Die. Von Bürgerschullehrer E. Reukauf. Mit 100 Abb. (Bd. 181.)
Photochemie. Von Prof. Dr. G. Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)
Photographie, Die, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre Anwendung. Von Dr. O. Prelinger. Mit 65 Abb. (Bd. 414.)
Photographie, Die künstlerische. Von Dr. W. Warstat. Mit Bilderanhang (12 Tafeln). (Bd. 410.)
Physik. Werdegang der modernen Ph. Von Dr. H. Keller. Mit 13 Fig. (Bd. 343.)
— Einleitung in die Experimentalphysik. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 90 Abb. (Bd. 371.)
Physiker. Die großen Ph. und ihre Leistungen. Von Prof. Dr. F. A. Schulze. Mit 7 Abb. (Bd. 324.)
Pilze, Die. Von Dr. A. Eichinger. Mit 54 Abb. (Bd. 334.)
Planeten, Die. Von Prof. Dr. B. Peter. Mit 18 Fig. (Bd. 240.)
Planimetrie zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. P. Crantz. Mit 99 Fig. (Bd. 340.)

Radium und Radioaktivität. Von Dr. M. Centnerszwer. 33 Abb. (Bd. 405.)
Salzlagerstätten, Die deutschen. Von Dr. C. Riemann. (Bd. 407.)
Säugling, Der, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. W. Kaupe. Mit 17 Abb. (Bd. 154.)
Schachspiel, Das, und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. M. Lange. 2. Aufl. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel u. 43 Darst. von Übungsbeispielen. (Bd. 281.)
Schiffbau siehe Kriegsschiff.
Schiffahrt siehe Nautik und Abt. Wirtschaft.
Schmucksteine, Die, und die Schmuckstein-Industrie. Von Dr. A. Eppler. Mit 64 Abb. (Bd. 376.)
Schulhygiene. Von Prof. Dr. L. Burgerstein. 3. Aufl. Mit 43 Fig. (Bd. 96.)
Sinne des Menschen, Die fünf. Von Prof. Dr. J. K. Kreibig. 2. Aufl. Mit 39 Abb. (Bd. 27.)
Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abb. (Bd. 284.)
Spinnerei. Von Dir. Prof. M. Lehmann. Mit 35 Abb. (Bd. 338.)
Sprengstoffe. Chemie und Technologie der Spr. Von Prof. Dr. R. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)
Stereoskop, Das, und seine Anwendungen. Von Prof. Th. Hartwig. Mit 40 Abb. und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Sonne, Die. Von Dr. A. Krause. Mit 64 Abb. im Text u. auf 1 Buntdrucktafel. (Bd. 357.)
Stimme. Die menschliche St. und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. P. H. Gerber. 2. Aufl. Mit 20 Abb. (Bd. 136.)
Strahlen, Sichtbare und unsichtbare. Von Prof. Dr. R. Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Aufl. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)
Straßenbahnen. Die Klein- und Straßenbahnen. Von Oberingenieur a. D. A. Liebmann. Mit 85 Abb. (Bd. 322.)
Suggestion. Hypnotismus und Suggestion. V. Dr. E. Trömner. 2. Aufl. (Bd. 199.)
Süßwasser-Plankton, Das. Von Prof. Dr. O. Zacharias. 2. Aufl. Mit 49 Abb. (Bd. 156.)
Tabak, Der, in Landwirtschaft, Handel und Industrie. Mit Abb. Von Jac. Wolf. (Bd. 416.)
Tee. Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. A. Winter. Mit 24 Abb. und 1 Karte. (Bd. 132.)
Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor H. Brick. Mit 58 Abb. (Bd. 235.)

Telegraphen- u. Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrat. 2. Aufl. (Bd. 167.)
— siehe auch Drähte und Kabel.
Tiere der Vorwelt. Von Prof. Dr. O. Abel. Mit 31 Abb. (Bd. 399.)
Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von weil. Privatdozent Dr. K. Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
— Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. O. Maas. Mit 11 Karten und Abb. (Bd. 139.)
— Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Fr. Knauer. Mit 37 Fig. (Bd. 148.)
— siehe auch Lebewesen.
Tierzüchtung. Von Dr. G. Wilsdorf. Mit 30 Abb. auf 12 Tafeln. (Bd. 369.)
— **Die Fortpflanzung der Tiere.** Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. Mit 77 Abb. (Bd. 253.)
Trigonometrie, Ebene, zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. P. Crantz. Mit 50 Fig. (Bd. 431.)
Tuberkulose, Die, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generalarzt Prof. Dr. W. Schumburg. 2. Aufl. Mit 1 Tafel u. 8 Fig. (Bd. 47.)
Uhr, Die. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abb. (Bd. 216.)
Urtiere, Die. Einführung in die Biologie. Von Prof. Dr. R. Goldschmidt. 2. Aufl. Mit 43 Abb. (Bd. 160.)
Verbildungen, Körperliche, im Kindesalter und ihre Verhütung. Von Dr. M. David. Mit 26 Abb. (Bd. 321.)
Vererbung. Experimentelle Abstammungs- und Vererbungslehre. Von Dr. H. Lehmann. Mit 26 Abb. (Bd. 379.)
Vogelleben, Deutsches. Von Prof. Dr. A. Voigt. (Bd. 221.)
Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. W. R. Eckardt. Mit 6 Abb. (Bd. 218.)
Volksnahrungsmittel siehe Ernährung u. V.
Wald, Der deutsche. Von Prof. Dr. H. Hausrath. 2. Aufl. Mit 15 Abb. und 2 Karten. (Bd. 153.)
Wärme. Die Lehre von der W. Von Prof. Dr. R. Börnstein. Mit 33 Abb. (Bd. 172.)
— siehe auch Luft, Wasser, Licht, Wärme.
Wärmekraftmaschinen, Die neueren. 2 Bde. I: Einführung in die Theorie und den Bau der Maschinen für gasförmige und flüssige Brennstoffe. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 4. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 21.)
— II: Gasmaschinen, Gas- und Dampfturbinen. Von Geh. Bergrat Prof. R. Vater. 3. Aufl. Mit 48 Abb. (Bd. 86.)
— siehe auch Kraftanlagen.
Wasser, Das. Von Privatdozent Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
— siehe auch Luft, Wasser, Licht, Wärme.
Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Reg.-Rat A. v. Ihering. 2. Aufl. Mit 73 Fig. (Bd. 228.)
Weinbau und Weinbereitung. Von Dr. F. Schmitthenner. 34 Abb. (Bd. 332.)
Weltall. Der Bau des W. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 4. Aufl. Mit 26 Fig. (Bd. 24.)
Weltäther siehe Moleküle.
Weltbild. Das astronomische W. im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. S. Oppenheim. 2. Aufl. Mit 24 Abb. (Bd. 110.)
Weltentstehung. Entstehung der Welt und der Erde nach Sage und Wissenschaft. Von Prof. Dr. B. Weinstein. 2. Aufl. (Bd. 223.)
Wetter, Gut und schlecht. Von Dr. R. Hennig. Mit 46 Abb. (Bd. 349.)
Wind und Wetter. Von Prof. Dr. L. Weber. 2. Aufl. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Wirbeltiere. Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der W. Von Prof. Dr. W. Lubosch. Mit 107 Abb. (Bd. 282.)
Wohnhaus siehe Baukunde.
Zahnheilkunde siehe Gebiß.

Weitere Bände sind in Vorbereitung.

DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. PAUL HINNEBERG

Eine systematisch aufgebaute, geschichtlich begründete Gesamtdarstellung unserer heutigen Kultur, welche die Fundamentalergebnisse der einzelnen Kulturgebiete nach ihrer Bedeutung für die gesamte Kultur der Gegenwart und für deren Weiterentwicklung in großen Zügen zur Darstellung bringt. Das Werk vereinigt eine Zahl erster Namen aus Wissenschaft und Praxis und bietet Darstellungen der einzelnen Gebiete jeweils aus der Feder des dazu Berufensten in gemeinverständlicher, künstlerisch gewählter Sprache auf knappstem Raume. Jeder Band ist inhaltlich vollständig in sich abgeschlossen und einzeln erhältlich.

***) Jeder Band kostet in Leinw. geb. M. 2.—, in Halbfr. geb. M. 4.— mehr.**

TEIL I u. II: Die geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete.

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart. Geh.*) M. 18.—. [2. Aufl. 1912. Teil I, Abt. 1.]

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen †. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen †. Die mathematische, naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbemuseen: L. Pallat. Naturwissenschaftliche Museen: K. Kraepelin. Technische Museen: W. v. Dyck. C. Ausstellungen. Kunst- u. Kunstgewerbeausstellungen: J. Lessing †. Naturwissenschaftl.-techn. Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die Religionen des Orients und die altgermanische Religion. Geh.*) M. 8.—. [2. Aufl. 1913. Teil I, Abt. III, 1.]

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — Die ägyptische Religion: A. Erman. — Die asiatischen Religionen: Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. — Die indische Religion: H. Oldenberg. — Die iranische Religion: H. Oldenberg. — Die Religion des Islams: J. Goldziher. — Der Lamaismus: A. Grünwedel. — Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. — Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz, b) Der Buddhismus: H. Haas. — Die orientalischen Religionen in ihrem Einfluß auf den Westen im Altertum: Fr. Cumont. — Altgermanische Religion: A. Heusler.

Geschichte der christl. Religion. M. 18.—*). [2. A. 1909. T. I, IV, 1.]

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. — Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. — Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. — Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. — Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. — Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: A. Ehrhard. — Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

Systemat. christl. Religion. M. 6.60*). [2. A. 1909. Teil I, IV, 2.]

Inhalt: Wesen der Religion u. der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. — Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. — Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. — Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. — Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. — Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. — Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. — Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie. Geh.*) M. 14.—. [2. Auflage 1913. Teil I, Abt. V.]

Inhalt. Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die islamische und jüdische Philosophie: J. Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: W. Grube. IV. Die japanische Philosophie: T. Jnouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. VI. Die patristische Philosophie: Cl. Bäumker. VII. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Cl. Bäumker. VIII. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Systemat. Philosophie. Geh.*) M. 10.—. [2. Aufl. 1908. T. I, VI.]
Inhalt. Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. — Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Naturphilosophie: W. Ostwald. IV. Psychologie: H. Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. VI. Ethik: Fr. Paulsen. VII. Pädagogik: W. Münch. VIII. Ästhetik: Th. Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Fr. Paulsen.

Die oriental. Literaturen. Geh.*) M. 10.—. [1906. Teil I, Abt. VII.]
Inhalt. Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Literatur: A. Erman. — Die babylonisch-assyrische Literatur: C. Bezold. — Die israelitische Literatur: H. Gunkel. — Die aramäische Literatur: Th. Nöldeke. — Die äthiop. Literatur: Th. Nöldeke. — Die arab. Literatur: M. J. de Goeje. — Die ind. Literatur: R. Pischel. — Die altpers. Literatur: K. Geldner. — Die mittelpers. Literatur: P. Horn. — Die neupers. Literatur: P. Horn. — Die türkische Literatur: P. Horn. — Die armenische Literatur: F. N. Finck. — Die georg. Literatur: F. N. Finck. — Die chines. Literatur: W. Grube. — Die japan. Literatur: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. Geh.*) M. 12.—. [3. Auflage. 1912. Teil I, Abt. VIII.]
Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache: Die griech. Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — Die griech. Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. — Die griech. Sprache: J. Wackernagel. — II. Die lateinische Literatur und Sprache: Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. — Die latein. Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. — Die latein. Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen u. die slawischen Sprachen. Geh.*) M. 10.–. [1908. Teil I, Abt. IX.]
Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die slawischen Literaturen. I. Die russische Literatur: A. Wesselovsky. – II. Die poln. Literatur: A. Brückner. III. Die böhm. Literatur: J. Máchal. IV. Die südslaw. Literaturen: M. Murko. — Die neugriech. Literatur: A. Thumb. — Die finnisch-ugr. Literaturen. I. Die ungar. Literatur: F. Riedl. II. Die finn. Literatur: E. Setälä. III. Die estn. Literatur: G. Suits. — Die litauisch-lett. Literaturen. I. Die lit. Literatur: A. Bezzenberger. II. Die lett. Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen. Mit Einschluß des Keltischen. Geh.*) M. 12.—. [1908. Teil I, Abt. II, 1.]
Inhalt: I. Die kelt. Literaturen. 1. Sprache u. Literatur im allgemeinen: H. Zimmer. 2. Die einzelnen kelt. Literaturen. a) Die ir.-gäl. Literatur: K. Meyer. b) Die schott.-gäl. u. die Manx-Literatur. c) Die kymr. (walis.) Literatur. d) Die korn. u. die breton. Literatur: L. Ch. Stern. II. Die roman. Literaturen: H. Morf. III. Die roman. Sprachen: W. Meyer-Lübke.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte. I. Hälfte. Geh.*) M. 10.–. [1911. Teil II, Abt. II, 1.]
Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Verfassung und der Verwaltung und die Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. A. Die orientalische Verfassung und Verwaltung: 1. des orientalischen Altertums: L. Wenger, 2. des Islams: M. Hartmann, 3. Chinas: O. Franke, 4. Japans: K. Rathgen. — B. Die europäische Verfassung und Verwaltung (1. Hälfte): 1. des europäischen Altertums: L. Wenger, 2. der Germanen und des Deutschen Reiches bis zum Jahre 1806: A. Luschin v. Ebengreuth.

Staat u. Gesellschaft d. Griechen u. Römer. M. 8.-*). [1910. II, IV, 1.]
Inhalt: I. Staat und Gesellschaft der Griechen: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. — II. Staat und Gesellschaft der Römer: B. Niese.

Staat u. Gesellschaft d. neueren Zeit. M. 9.—*). [1908. Teil II, V, 1.]
Inhalt: I. Reformationszeitalter. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Reformation. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: F. v. Bezold. — II. Zeitalter der Gegenreformation: E. Gothein. — III. Zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: R. Koser.

Allgem. Rechtsgeschichte. [1914. Teil II, Abt. VII, 1. Unt. d. Presse.]
Inhalt: Altertum: Die Anfänge des Rechts: J. Kohler — Orientalisches Recht im Altertum: L. Wenger. — Europäisches Recht im Altertum: L. Wenger.

Systematische Rechtswissenschaft. Geh.*) M. 14.—. [2. Auflage 1913. Teil II, Abt. VIII.]
Inhalt: I. Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. II. Die Teilgebiete: A. Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: K. Gareis. Internat. Privatrecht: L. v. Bar. B. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. C. Strafrecht u. Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. D. Kirchenrecht: W. Kahl. E. Staatsrecht: P. Laband. F. Verwaltungsrecht. Justiz u. Verwaltung: G. Anschütz. Polizei- u. Kulturpflege: E. Bernatzik. G. Völkerrecht: F. v. Martitz. III. Zukunftsaufgaben: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. Von W. Lexis. Geh.*) M. 7.—, [2. Auflage. 1913. Teil II, Abt. X, 1.]

TEIL III: Mathematik, Naturwissenschaft und Medizin.

Die mathematischen Wissenschaften. Bandred.: F. Klein. [Abt. I.] Erschienen ist: Lfrg. I: Die Mathematik im Altertum und im Mittelalter: H. G. Zeuthen. Geh. M. 3.—. — Lfrg. II: Die Beziehungen der Mathematik zur Kultur der Gegenwart: A. Voß: Die Verbreitung mathematischen Wissens und mathematischer Auffassung: H. E. Timerding.

Chemie einschl. Kristallographie u. Mineralogie. Bandredakt.: E. v. Meyer u. F. Rinne. Geh.*) M. 18.—. [1913. Abt. III., 2.]
Inhalt: Entwickelung der Chemie von Robert Boyle bis Lavoisier [1660—1793]: E. v. Meyer. — Die Entwicklung der Chemie im 19. Jahrhundert durch Begründung und Ausbau der Atomtheorie: E. v. Meyer. — Anorganische Chemie: C. Engler und L. Wöhler. — Organische Chemie: O. Wallach. — Physikalische Chemie: R. Luther und W. Nernst. — Photochemie: R. Luther. — Elektrochemie: M. Le Blanc. — Beziehungen der Chemie zur Physiologie: A. Kossel. — Beziehungen der Chemie zum Ackerbau: † O. Kellner und R. Immendorf. — Wechselwirkungen zwischen der chemischen Technik: O. Witt. — Kristallographie und Mineralogie: Fr. Rinne.

Zellen- u. Gewebelehre, Morphologie u. Entwicklungsgesch. 1. Botan. Tl. M. 10.-.*) 2. Zoolog. Tl. M. 16.-.*) [1913. Abt. IV., Bd. 2, I u. II.]
Inhalt des botanischen Teils (Bandred. E. Strasburger): Pflanzl. Zellen- und Gewebelehre: E. Strasburger. — Morphologie und Entwicklungsgeschichte der Pflanzen: W. Benecke. Inhalt des zoologischen Teils (Bandred. O. Hertwig): Die einzelligen Organismen: R. Hertwig. — Zellen und Gewebe des Tierkörpers: H. Poll. — Allgemeine und experimentelle Morphologie und Entwicklungslehre der Tiere: O. Hertwig. — Entwicklungsgeschichte und Morphologie der Wirbellosen: K. Heider. — Entwicklungsgeschichte der Wirbeltiere: F. Keibel. — Morphologie der Wirbeltiere: E. Gaupp.

Abstammungslehre, Systematik, Paläontologie, Biogeographie. Bdred.: R. Hertwig u. R. v. Wettstein. M. 20.–.*) [1913. Abt. IV, Bd. 4.]
Inhalt: Die Abstammungslehre: R. Hertwig. — Prinzipien der Systematik mit besonderer Berücksichtigung des Systems der Tiere: L. Plate. — Das System der Pflanzen: R. v. Wettstein. — Biographie: A. Brauer. — Pflanzengeographie: A. Engler. — Tiergeographie: A. Brauer. — Paläontologie und Paläozoologie: O. Abel. — Paläobotanik: W. J. Jongmans. — Phylogenie der Pflanzen: R. v. Wettstein. — Phylogenie der Wirbellosen: K. Heider. — Phylogenie der Wirbeltiere: J. E. V. Boas.

TEIL IV: Die technischen Kulturgebiete.

Technik des Kriegswesens. Geh.*) M. 24.—. [1913. Bd. 12.]
Inhalt (Bandredakt. M. Schwarte): Kriegsvorbereitung, Kriegsführung: M. Schwarte. — Waffentechnik, a) in ihren Beziehungen zur Chemie: O. Poppenberg; b) in ihren Beziehungen z. Metallurgie: W. Schwinning; c) in ihren Bezieh. z. Konstruktionslehre: W. Schwinning: — d) in ihren Beziehungen zur optischen Technik: O. von Eberhard; e) in ihren Beziehungen zur Physik und Mathematik: O. Becker. — Technik des Befestigungswesens: J. Schröter. — Kriegsschiffbau: O. Kretschmer. — Vorbereitung für den Seekrieg u. Seekriegsführung: M. Glatzel. — Einfluß d. Kriegswesens auf die Gesamtkultur: A. Kersting.

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

1. Band: **Von deutscher Art und Arbeit.** 3. Auflage

2. Band: **Des Menschen Sein und Werden.** 2. Auflage

Unter Mitwirkung von R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs · P. Klopfer · E. Koerber · † O. Lyon E. Maier · Gust. Maier · E. v. Maltzahn · † A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn · G. Steinhausen · E. Teichmann A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting · G. Wolff · Th. Zielinski

Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden Mark 5.—

Nach [illegible] s und d[illegible] n löst „[illegible] e Jugen[illegible] h in id[illegible]

Bei d[illegible] t- blicken[illegible] , die da[illegible] d Techn[illegible].

Zu tü[illegible], kann [illegible], sonder[illegible] häng[illegible] s einze[illegible]

Im e[illegible] s deutsch[illegible] e deutsch[illegible], der St[illegible] rung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschafts-politischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B[illegible] ig und Berlin

Schaffen und Schauen

Ein Führer ins Leben

1. Band: **Von deutscher Art und Arbeit.** 3. Auflage
2. Band: **Des Menschen Sein und Werden.** 2. Auflage

Unter Mitwirkung von R. Bürkner · J. Cohn · H. Dade · R. Deutsch A. Dominicus · K. Dove · E. Fuchs · P. Klopfer · E. Koerber · †O. Lyon E. Maier · Gust. Maier · E. v. Maltzahn · †A. v. Reinhardt · F. A. Schmidt · O. Schnabel · G. Schwamborn · G. Steinhausen · E. Teichmann A. Thimm · E. Wentscher · A. Witting · G. Wolff · Th. Zielinski

Mit 8 allegorischen Zeichnungen von Alois Kolb

Jeder Band in Leinwand gebunden Mark 5.—

rung und Ordnung des sozialen Lebens zu sorgen, die bedeutsamsten wirtschaftspolitischen Fragen und die wesentlichsten staatsbürgerlichen Bestrebungen, endlich die wichtigsten Berufsarten behandelt.

Im zweiten Bande werden erörtert die Stellung des Menschen in der Natur, die Grundbedingungen und Äußerungen seines leiblichen und seines geistigen Daseins, das Werden unserer geistigen Kultur, Wesen und Aufgaben der wissenschaftlichen Forschung im allgemeinen wie der Geistes- und Naturwissenschaften im besonderen, die Bedeutung der Philosophie, Religion und Kunst als Erfüllung tiefwurzelnder menschlicher Lebensbedürfnisse und endlich zusammenfassend die Gestaltung der Lebensführung auf den in dem Werke dargestellten Grundlagen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin